Digitized by Google

Ausgewählte Schriften

von

Ch. Heinr. Spieß.

In zwanzig Bänden.

Dritter Band.

Biographien der Selbſtmörder.

Erſter Theil.

Nürnberg,
George Winter.
1841.

Biographien

der

Selbſtmörder.

Von

Ch. Heinr. Spieß.

Erſter Theil.

Nürnberg,
George Winter.
1841.

Digitized by Google

Karl und Kätchen.

Lange ſchon hatte ſich Jakob, ein Bauer zu M., mit ſeinem Weibe ehrlich und redlich genährt. Zweimal wurde er im Kriege geplündert, und einmal brannte ſein ganzer Hof ab. Sein unermüdeter Fleiß, ſeine mehr als bäueriſche Induſtrie half ihm aus jedem dieſer Unglücksfälle immer wieder heraus. Aber nun kam das Alter, ſeine Kräfte nahmen ab, er mußte wochenlang das Bett hüten und ſeine Wirthſchaft Miethlingen anvertrauen. Ein Hagelwetter verheerte ſeine Fluren, zwei ſchreckliche Mißjahre nöthigten ihn, Schulden zu machen, und ſein Gütchen zu verpfänden.

Er war traurig, wenn er an ſeinen Zuſtand dachte, er weinte, wenn er Intereſſen zahlen ſollte, nicht zahlen konnte, und neue Schulden machen mußte. Sein einziges Kind, ein ſchönes, liebes Mädchen, vermochte es allein noch, ihn in Stunden der Trübſal zu tröſten. Ich will mir, ſagte ſie immer, einen guten, fleißigen Mann wählen, wir wollen dann miteinander Tag und Nacht arbeiten, euch aus euern Schulden reißen, und ihr ſollt noch viele und ruhige Tage zählen. Bald hernach warb

ein reicher Bauersſohn um ihre Hand. Er kann euch retten, ſagte die Holde, und ob er mir gleich nicht gefällt, ſo will ich ihn doch nehmen! Wird er der Wohlthäter, der Verſorger meines Vaters, ſo wird meine Liebe gewiß nicht ausbleiben.

Die Zeit der Verlobung war ſchon feſtgeſetzt, als der Monarch ſeine Truppen vermehrte, neue Regimenter errichtete, und auch in Jakobs Dorf Soldaten zu ſtehen kamen. Es war Sonntag als eine halbe Eskadron Dragoner in dieſem Dorfe einrückte, und ſogleich dem eben anfangenden Gottesdienſte beiwohnte. Ein ſchöner junger Korporal ſtand Kätchen gegenüber, ſchlank wie ein Rohr ſtand er da, ſeine lebhafte Farbe hatte die Morgenluft um Großes erhöht, und wer ihn ſah, der flüſterte ſeinem Nachbar zu: das iſt ein ſchöner Mann! Sein Blick ſchweifte unter den Töchtern des Dorfs umher, und blieb an Kätchens ſchönen Augen hangen. Sie ſah es und fühlte zum Erſtenmale die Gewalt, die Macht der Liebe. Karl, ſo hieß der Korporal, ſah ihr glühendes Geſicht, ihr großes Auge, in deſſen brechendem Blicke die Liebe zitterte, er ſah es und fühlte ein Gleiches. Man ſpotte nicht, man halte es nicht für romanhaft, wenn ich noch hinzuſetze, daß Kätchen und Karl ſich ſchon in dieſem Augenblick ewig zu lieben, nie zu verlaſſen verſprachen. Die heftigſte Liebe iſt oft, ich möchte beinahe ſagen, iſt ſtets das Werk eines Augenblicks. Ein Blick, mit dem

man ſich begegnet, ein Händedruck, ein Wort iſt nicht ſelten der erſte, einzige und feſteſte Bund, der zwei harmonirende Seelen auf ewig verbindet.

Oft ſah ich Jahre lang ein Mädchen mit einem Manne im täglichen Umgange leben, Keines von Beiden dachte, Keines von Beiden forderte Liebe. Ein einziger beredter Blick, mit dem ſie ſich ungefähr begegneten, traf ihr Herz, erfüllte ihre Seele, und ſie waren auf immer verſunken in Liebe. Dieſer Blick, der dort erſt nach Jahren wirkte, wirkte hier gleich. Kätchen gieng ſchwermüthig und traurig nach Hauſe. Das ländliche Mahl ſchmeckte ihr nicht, ſie klagte über Kopfweh und ſchlich nach ihrer Kammer. Ihr Vater kam beſorgt zu ihr.

Jakob. Tochter, dir fehlt etwas!

Kätchen. Nichts, lieber Vater! Mein Kopf iſt ſo eingenommen. Ich bin krank!

Jakob. Und Görge iſt unten! Soll er heraufkommen?

Kätchen. Nein! Nein! daß ihr's nur wißt, Vater, ich kann Görgen nicht heirathen!

Jakob. Nicht? und haſt's ſchon verſprochen. Ich habe mein Wort gegeben.

Kätchen. Ihr könnt mich zwingen, aber ich werde unglücklich ſeyn! ich werde ſterben!

Jakob. Ueberlege, was du ſagſt. Iſt's dein vollkommener Ernſt?

Kätchen. Ja, lieber Vater, ja! Macht mich nicht unglücklich! (ſie weinte.)

Jakob. Weine nicht! du biſt mein einziges Kind! Eher ich als du! Mein Gütchen kann ich abgeſchätzt, meine väterliche Habe verkauft, aber dich nicht unglücklich ſehen!

Kätchen. Gott wird euch auf eine andere Art helfen!

Jakob. Ich wünſche es, und bitte ihn darum. Doch Görge wartet; ich will ihm deinen Entſchluß ſagen, ihn abfertigen, damit er dich nicht mehr plagt.

Kätchen. O, Gott vergelte es, lieber Vater!

Jakob gieng, und Kätchen ſprang an's Fenſter, um zu ſehen, wenn Görge fortgieng. Er ſchlich brummend fort, als er ihren Entſchluß hörte. Mit ſeinem Abſchiede verſchwand auch Kätchens Kopfweh. Hoffnung ſchlug laut in ihrem Herzen, klopfte hoch in ihrem Buſen. Der ſchöne Korporal gieng vorüber. Welch' ein Unterſchied zwiſchen ihm und Görgen! Sie hatte dieſen nie geliebt, ihr war's gleichgültig, wenn er kam, angenehm, wenn er fortgieng; aber wie Karl hinter den dunkeln Aeſten der hohen Hauslinde verſchwand, da zitterte eine Thräne in ihrem Auge. Görgen hatte ſie noch keinen Kuß verſtattet, aber Karl'n hätte ſie in dieſem Augenblicke tauſende gegeben, wenn er nur einen verlangt hätte. Sie rang nach Luft und lief in's Freie. Es war ein herrlicher, Liebe

gebender und Liebe fordernder Abend. Die Sonne ſank eben über die Berge hinunter. Lacht nicht über das liebetrunkene Mädchen! Sie ſah in dieſem majeſtätiſchen Bilde ihren Karl, wie er vorhin mit allen Reizen der Liebe vorüberzog, und nach und nach unter den Linden verſchwand. Die Vögel ſangen ihr Abendlied, und ſie hörte Karl's harmoniſche Stimme in der Kirche. Ein kleiner Wind bewegte die Blätter der Bäume, und ſchüttelte ihre Aeſte; ſie ſah es, und erinnerte ſich, wie die Zugluft vor Kurzem mit Karls ſchönen Haaren ſpielte. Das Abendroth glich ſeiner feurigen Wange, und der ſchlanke Birnbaum ſeinem Wuchſe. Mit dieſen Bildern erfüllt ſchlenderte ſie das Dorf auf und ab, blickte jeden Soldaten erröthend an, ſuchte ihren Karl und fand ihn nicht. Wo muß er wohl ſeyn? dachte ſie. Wenn er jetzt bei einem andern Mädchen ſäße? eben jetzt ſeine Arme um ſie ſchlänge, ihr den erſten Kuß raubte, und den andern freiwillig empfienge? Weg war das Bild der untergehenden Sonne, ſie hörte nicht mehr das Spiel der Winde, ſah nur Karl'n in den Armen einer Andern. Ihr Kopfweh erneuerte ſich, ihr Herz ſchlug heftig, Thränen traten in ihr noch immer ſuchendes Auge. Sie eilte zurück, und ſah nicht, daß Karl ihr nacheilte.

Karl. Wohin ſo eilend, ſchönes Mädchen?

Kätchen (erſchrocken und freudig). Ich! ich — —

Karl. Dieſen Morgen bemerkte ich dich in

der Kirche. Du verſchwand'ſt aus meinen Augen, und nun ſuche ich dich im ganzen Dorfe.

Kätchen (die nur ſah, nur hörte, nur fühlte). So vieler Mühe bin ich wohl nicht werth.

Karl. O wenn du wüßteſt, wie viel du in meinen Augen werth biſt! du biſt ſchön, wie ein Engel!

Kätchen (ſich ganz vergeſſend). O wäre ich nur halb ſo ſchön, wie Er!

Karl. Ich habe ſchon viele Mädchen in der Welt geſehen, aber keins, das dir gleicht, keines, das mich auf den erſten Anblick ſo feſſelte.

Kätchen. Ich muß wohl gehen!

Karl. Warum? Ich habe ſo viel mit dir zu reden! Weile nur noch ein wenig!

Kätchen. Ich möchte wohl noch bleiben, aber wenn es die Leute ſehen, daß ich mit einem Soldaten ſpreche, ſo komm' ich gleich in's Gerede.

Karl. O das iſt traurig! Darf ich dich nicht wenigſtens beſuchen?

Kätchen. Ich weiß nicht, ob ſich's ſchicken wird.

Karl. Wo wohnt denn dein Vater?

Kätchen (ſehr beredt). Mein Vater? dort in dem gelben Hauſe, bei den großen Linden. Unter den Linden ſtehen ein paar Bänke, da ſitzt ſich's Abends recht ſchön! Die Linden blühen jetzt, riech' Er nur, man riecht ſie bis hieher.

Karl. Nun ſo will ich mitgehen, wir wollen

uns dort ein wenig niederſetzen und miteinander plaudern.

Kätchen. Das geht wohl auch nicht; aber wenn Er meinen Vater beſuchen will, der liebt die Soldaten, und ſchwätzt gerne vom Kriege.

Sie hüpfte fort, und ſehr natürlich war's, daß Karl ihr nacheilte. Er machte noch an dem nämlichen Tage mit ihrem Vater Bekanntſchaft, und vertauſchte noch in der nämlichen Woche ſein bequemeres Quartier mit Jakobs Wohnung. Nun ſahen ſich die Liebenden alle Tage. Karl erklärte ſich näher, und Kätchen verſtellte ſich nicht länger. Beide liebten ſich außerordentlich, ihre Seelen harmonirten, ſie dachten, handelten und fühlten gleich.

Wenn Karl'n nicht der Dienſt verhinderte, ſo half er an der Seite ſeines Kätchens im Felde arbeiten, und obſchon ſeine weiche Hand der Arbeit nicht gewohnt war, ſo gab ihm doch die Alles vermögende Liebe Kraft und Stärke, daß er mehr als ein Knecht verrichtete, und Jakob alſo auch einen Taglöhner entbehren konnte. Der redliche Alte fühlte mit ſeinem Weibe dankbar dieſe Hilfe, und ſuchte es Karln ſo viel als möglich in Worten und Werken zu vergelten. Aber ein Kuß von Kätchen vergalt's ihm reichlicher, als alle Wohlthaten ihrer Eltern.

Schon war der Herbſt halb verfloſſen, die Scheuern gefüllt, als Jakob mit ſeinem Weibe in's benachbarte Dorf zu einer Kirmes geladen wurde.

Kätchen ſollte mitgehen; aber ein erdichtetes Kopfweh befreite ſie von dieſer Luſtbarkeit, die Karl nicht mit ihr theilen konnte.

Arm in Arm ſaßen ſie Abends im dunklen Zimmer, verſanken in Liebe, küßten ſich unſchuldig und rein, und machten Plane in die Zukunft, wie ſie ihren Eltern ihre gränzenloſe Liebe entdecken, einander heirathen und ewig glücklich leben wollten. Schon lange hatte das aufmerkſame Auge des Vaters ihre Liebe beobachtet, er wollte ſeiner Sache gewiß ſeyn, und ſchlich ſich von der Kirmes weg. Unbemerkt trat er in die Stube, unbemerkt hörte er lange ihrem Geſpräche zu.

Jakob (hervortretend). Kätchen! geh' doch einmal zum alten Michel, er ſoll morgen dreſchen kommen.

Kätchen. Jeſus! Vater! ſeyd Ihr da, ſchon lange? Wo iſt denn die Mutter?

Jakob. Wird ſchon nachkommen. Geh' nur geſchwind, geh'.

Kätchen gieng zitternd und erſchrocken fort. Jakob ſchlug Licht an, ſtellte es auf den Tiſch, und ſetzte ſich dem verwirrten Karl gegenüber.

Jakob. Nun, hat Er mir nichts zu ſagen?

Karl. Lieber Vater — —

Jakob. Nur weiter!

Karl. Ihr habt uns behorcht?

Jakob. Behorcht? Dachte gar! Dieſe Stube

da iſt mein. Ich bin nicht gewohnt, anzuklopfen, ich gehe gerade zu.

Karl. O zürnt nicht mit Eurer Tochter! laßt ihr's nicht entgelten!

Jakob. Ich bin ein guter Vater! Er iſt nun ſchon ein halb Jahr bei mir im Quartiere, wird nicht ſagen können, daß ich ſie je unſchuldig, je zu hart geſtraft hätte!

Karl. Das weiß ich, aber — —

Jakob. Er hat Etwas auf dem Herzen, pack' Er nur aus!

Karl. Ihr wißt ja Alles!

Jakob. Ich weiß nichts, aber erzählen will ich ihm etwas. Mein Vater, Gott hab' ihn ſelig! es war ein kreuzbraver, wackerer Mann, und was er ſagte, das konnte man für's Evangelium nehmen. — Mein Vater alſo ſagte mir einmal: Jakob, wenn du eine Tochter bekommſt, ſo hüte ſie vor allen Männern, vorzüglich aber vor Soldaten, die Herren ſind's Zehren auf Regimentskoſten gewohnt, ſie verführen die Mädchen wie der Blitz, machen ſie und ihre Eltern unglücklich, fluchen dem jammernden Vater, der winſelnden Mutter die Ohren voll, und ziehen weiter! — Sag' Er mir einmal, hat mein Vater nicht die Wahrheit geſagt?

Karl. Nein, lieber Alter, nein!

Jakob. Das Gegentheil wird Er mir ſchwer beweiſen.

Karl. Es giebt unter den Soldaten viele

ehrliche, redliche Männer, und in jedem andern Stande Schurken und ſchlechte Kerls. Aber ich ſpreche jetzt nicht für meinen Stand, ich ſpreche für mich.

Jakob. Will's gerne anhören.

Karl. Mein Vater iſt ein reicher, wohlhabender Bürger in der Reichsſtadt N**, er ließ mich als ſeinen einzigen Sohn, nicht ſeinem Stande gemäß, ſondern vornehm erziehen. Ich mußte ſtudiren und ſollte ſeiner Abſicht nach ein großer Herr werden. Als ich auf die Univerſität zog, ſtarb meine Mutter, und mit ihr meiu ganzes Glück. Mein Vater heirathete, von Liebe geblendet, ein junges, ausſchweifendes Mädchen, die aus eigennützigen Abſichten ſein Herz, ſeine Liebe mir ſtahl. Er berief mich nach Hauſe, warf mir jeden Pfennig vor, den ich ihn wider meinen Willen gekoſtet hatte. Ich ſchimpfte in der Hitze auf meine Stiefmutter, und er verſtieß mich aus ſeinem Hauſe. Verzweiflung rang in meinem Innerſten, und ich ließ mich bei den Truppen Eures Monarchen anwerben. Ich habe auf ſechs Jahre kapitulirt, diene ſchon im fünften Jahre treu und ehrlich, bin Unteroffizier geworden, beſitze die Liebe meiner Untergebenen, die Achtung meiner Vorgeſetzten. Ich kam hieher, ſah Eure Tochter in der Kirche, liebte ſie von dieſem Augenblicke, werde ſie immer lieben. Macht mich ganz glücklich, gebt mir Eure Tochter zum Weibe!

Jakob. Herr, Er verlangt viel! Er verlangt mehr, als ich geben kann. Kätchen iſt mein einziges Kind, ihrer Mutter Augapfel und mein Herzblatt. Ich habe mich ihr zu Liebe wacker gewehrt, meine Kräfte verſchwendet, mehr, als Menſchen tragen können, gearbeitet, um mich aus mancherlei Unglück zu reißen, ihr einſt ein väterliches Erbtheil hinterlaſſen zu können. Aber ich habe zu viel unternommen, meine Kräfte ſchwinden, meine Hände ſind erſtarrt, ich muß Knechte halten, und doch geht meine Wirthſchaft krebsgängig. Schon drücken mich Schulden, und geht's ſo fort, ſo werde ich bald ausgewirthſchaftet haben. Soll ich nun die einzige Hoffnung, den einzigen Troſt meines Alters in ein fremdes Land fortziehen, von Allen verlaſſen, mein Gütchen verkauft, mich und mein altes Weib am Bettelſtab ſehen, und nicht einmal überzeugt ſeyn, daß mein Kind wohl verſorgt ſey. Herr, Er iſt ein ehrlicher Mann, mit Ihm kann ich offenherzig reden! Ich machte mir bisher immer Hoffnung, daß meine Tochter einen Mann wählen würde, der mir mit einigen Hundert Thalern helfen könnte. Es wäre auch ſchon geſchehen, wenn Er nicht dazwiſchen gekommen wäre. Jetzt ſteh' ich in Gefahr, verklagt zu werden, weil ſie einen reichen Bauersſohn, deſſen Schuldner ich bin, verworfen, Seinetwegen verworfen hat.

Karl. Vielleicht kann ich wieder gut machen, was ich verſchuldet habe. Ich will morgen an

meinen Vater ſchreiben, ihn dringend um vierhundert Thaler als mein einziges Erbtheil bitten. Ich will meiner Stiefmutter ſchreiben, mich gegen ſie reverſiren, daß ich ihr und ihren Kindern für dieſe Summe mein ganzes Erbrecht abtrete, nie mehr einen Pfennig verlange. Ich hoffe gewiß, daß ich dies Geld erhalte. Wollt Ihr mir dann noch Eure Tochter verweigern?

Jakob. Noch, denn nehm Er mir's nicht übel, Er bleibt immer Soldat.

Karl. Auch will ich als ſolcher Eure Tochter nicht heirathen, kann ſie, ohne Verluſt meiner Kapitulation, nicht heirathen. Ich will die anderthalb Jahre ruhig ausharren, Euch, ſo gut ich kann, in der Wirthſchaft helfen, wie Jakob um ſeine Rahel dienen, und nicht eher öffentlich um ihre Hand werben, als bis ich dieſen Rock abgelegt habe.

Jakob. Je nun, Herr, wenn's ſo iſt, ſo, ſo — — Geb' er mir die Hand! ich habe Ihn gerne, mein Weib liebt ihn, mein Mädchen iſt gar in Ihn vernarrt. Es thut mir weh, daß ich Bedingungen machen muß, aber man muß doch weiter denken. Topp! ſuch' Er ſeiner Stiefmutter nur zweihundert Thaler abzulocken, die drücken mich am meiſten, und dann ſoll Er meine Tochter und mit ihr mein Gütchen erhalten. Wenn Er fleißig arbeitet, und Ihn Gott vor Unglück bewahrt, ſo kann Er ſich redlich darauf nähren.

Karl. O lieber Mann, Ihr macht mich zum Glücklichſten der Sterblichen. Ich will Heute noch ſchreiben! — O, wenn Kätchen kommt, wenn ſie hören wird! — — die Freude! o dies Vergnügen! — —

Jakob. Still, ſie kommt.

Kätchen. Vater, Michel kann nicht kommen, er iſt krank!

Jakob. Der arme Teufel! Wie geht's denn dir mit deinem Kopfweh?

Kätchen. Etwas beſſer, lieber Vater!

Jakob. Was ſtehſt du denn dort im Winkel? komm' doch näher. Sag' mir einmal, du ſiehſt ja aus, als ob du kein gutes Gewiſſen hätteſt!

Kätchen. Vater!

Jakob. Als wenn du Vater und Mutter betrogen!

Kätchen. Ach Gott!

Jakob. Und mit einem Soldaten auf und davon gehen wollteſt!

Kätchen (weinend). Das iſt nicht wahr, lieber Vater! er will ſich vom Soldatenleben losmachen, will bei Euch bleiben, Euch fleißig arbeiten helfen.

Jakob. Wer denn? wer?

Karl. Quält das gute Kind nicht ſo; Kätchen, wir werden glücklich ſeyn! dein Vater billigt unſre Liebe! —

Kätchen. Ach guter Gott! lieber, gold'ner Herzensvater! iſt's wahr? kann ich mich freuen?

Jakob. Nun, nun, ganz gewiß iſt's noch nicht, aber mit Gottes Hilfe ſoll's, glaub' ich, ſchon gehen.

Kätchen. Ach großer Gott! ach Vater! ach! Ich weiß nicht, was ich vor Freuden ſagen ſoll! Tauſend, tauſend Dank! O lieber Karl, ich dein! ewig dein! O mein armes Herz, lieber Vater! Ich kann's Euch nicht vergelten! Komm', Karl, laſſe uns ihm danken!

Beide Liebende ſanken nun zu den Füßen des alten Mannes. Er ſah die Freude in ihrem Geſichte glänzen, hörte ihr Stammeln, und ward gerührt! Gott ſegne Euch, ſagte er, und große Tropfen rollten über ſeine Wangen, er hat Euch für einander geſchaffen, er wird auch für Euch ſorgen! — Steht auf, Kinder, ihr macht mich zu weich. Ich will wieder zurück, will's meiner Alten erzählen, daß ich ein Paar verlobt habe. Ich ſteh' Euch dafür, ſie hat nichts dawider!

Er gieng, noch immer begleitet von Dank und Segenswünſchen der Liebenden. An der Thüre blieb er ſtehen. Herr Korporal, ſagte er lächelnd, ich laß' Ihn mit meiner Tochter allein, ich ſetze großes Vertrauen in Ihn! — Das ich nie mißbrauchen werde, erwiederte dieſer.

Nun waren die Liebenden allein. Einige Stunden verflogen, ganz dem Entzücken, ganz der Em-

pfindung des nahen Glücks gewidmet. Endlich ſchrieb Karl an ſeinen Vater, an ſeine Stiefmutter, und trug am folgenden Morgen den Brief ſelbſt auf die Poſt. Dir ganze Familie lebte in Erwartung einer guten Antwort ruhig und zufrieden. Jakob vertröſtete bis dahin ſeinen dringendſten Gläubiger, und verſprach ihm in ſechs Wochen ſichere Bezahlung.

Ehe dieſe noch verfloſſen waren, kam Ordre, daß die Eskadron, bei welcher Karl ſtand, ſich zum Stabe nach der Hauptſtadt des Landes ziehen ſollte. Karl trauerte und ſein Mädchen weinte Tag und Nacht. Er bat um Urlaub, aber es wurde ihm verweigert! Die Stunde des Abſchieds rückte heran. Kätchen ſtand weinend vor ihm, und die alten Eltern ſaßen traurig im Winkel.

Jakob. Iſt mir's doch, als mein Sohn fortreiſte!

Anna. Wir waren Seiner ſchon ſo gewohnt!

Jakob. Freilich. Nun ſchreib Er nur oft, das Jahr wird auch vergehen. Sey ſtille, Kätchen, denk an die Zeit des Wiederſehens!

Kätchen. Ach es iſt nur gar zu lange, wer weiß, ob ich ihn wieder ſehe!

Jakob. Das wolle Gott nicht! Wie geſagt, ſchreib Er nur oft.

Karl. Das werde ich gewiß thun! Und wenn ich Geld von meinem Vater erhalte, ſo will ich's gleich ſchicken. Aber, lieber Vater, laßt mich

jetzt das Schlimmſte denken, wenn nun mein Vater ſein Ohr vor meinem Flehen verſtopfte, wenn ich nun kein Geld erhielte — —

Jakob. Da ſtünd's übel mit uns! —

Kätchen. Da ſollte ich vielleicht gar meinen Karl vergeſſen, verlaſſen! Nein, Vater, das könnt Ihr nicht verlangen!

Jakob. Werd's auch nie verlangen! — — dann wird uns Gott auf eine andere Art helfen!

Karl ſchied. Kätchen war troſtlos, und ihre Eltern konnten ſie nur weinend tröſten. Nur dann herrſchte Freude im Kreiſe der Familie, wenn ein Brief von Karln ankam, wenn er ſchrieb, daß er ſich Tag und Nacht nach ſeinem Mädchen ſehne, Tag und Nacht an ſie denke, ſie nie vergeſſen werde! Bald wurde auch dieſe ſeltne Freude in doppelten Kummer verwandelt. Karl ſchrieb, daß er von ſeinem Vater eine äußerſt harte Antwort erhalten, ſich von dieſer Seite keine Hoffnung auf Geld machen könne. Er habe nun an eine alte Muhme geſchrieben und glaube, bei dieſer eher ſeinen Zweck zu erreichen.

Der ehrliche Jakob ſuchte überall Hilfe, aber er fand keine, und ſah ſich bald hernach vor Gericht angeklagt. Seine übrigen Gläubiger erwachten auch, und alle Forderungen beliefen ſich auf vierhundert Thaler. Zahlen konnte er nun noch weniger, als vorher, ſein Gütchen wurde daher öffentlich feilgeboten.

Wenn du mir deine Tochter giebſt, ſagte Görge oft zu ihm, ſo will ich dich retten; aber Jakob ſchlug dies Anerbieten trotzig aus, und wollte lieber auf ſeine alten Tage ein Bettler werden, als ſeine Tochter an einen hartherzigen Schurken verheirathen, der helfen konnte, und nur aus ſo eigennützigen Abſichten helfen wollte.

Karl wurde durch Kätchen von Allem benachrichtigt. Er rang, wie ihr Vater, nach Hilfe, und ſchickte unterdeſſen Hoffnung und leeren Troſt.

Schon war der letzte Tag der künftigen Woche zur dritten und letzten Lizitation von Jakobs Gute beſtimmt, ſchon drängten ſich Käufer mancher Art hinzu, unterſuchten das Haus, viſitirten den Boden, und ſprachen laut von dieſer und jener Veränderung, die ſie vornehmen wollten. Jakob ſah dieſes Alles, hörte ſein armes Weib jammern, und ſagte im Zorne zu Kätchen: Du biſt Urſache unſeres ganzen Unglücks, hätteſt du Görgen geheirathet, ſo würde ich nicht aus meinem Hauſe gejagt, müßte nicht in meinen alten Tagen zum Bettler werden. Ich will dir's nicht vorwerfen, aber es wird dir ſchwer werden, dies Alles bei Gott zu verantworten!

Kätchen fühlte dieſen Vorwurf in ſeiner ganzen Stärke, und beſchloß in dieſem Augenblicke, ſich für ihre Eltern aufzuopfern. Aber vorher wollte ſie Karln noch einmal ſehen, Rettung, Hilfe von

ihm fordern, und wenn er ſie nicht geben könnte, auf ewig von ihm ſcheiden.

Sie reiſte am andern Morgen mit Einwilligung ihrer Eltern ab, und kam am dritten Tage ſchon nach der Hauptſtadt. Ein Zufall ließ ſie ihrem Karl auf der Gaſſe begegnen. Er nahm ſie in ſeine Arme, und ließ ihr in einem abgelegenen Wirthshauſe ein Zimmer öffnen.

Karl. Was bringſt du mir, liebes, trautes Mädchen?

Kätchen (weinend an ſeinem Halſe, in ſeinen Armen liegend). O lieber Karl! ich vermag's nicht zu ſagen! — Künftige Woche wird meines Vaters Gut verkauft! Haſt du keine Hilfe?

Karl. O Gott!

Kätchen. Hat dir deine alte Muhme noch nicht geantwortet?

Karl. Leider ja! ſie möchte gerne helfen, aber ſie vermag's nicht.

Kätchen. So ſteh' uns Gott bei! So muß ich — —

Karl. Was mußt du?

Kätchen (ihr Geſicht verbergend). Dich laſſen, Görgen heirathen!

Karl. Du? Kätchen! Du mir untreu werden?

Kätchen. Soll ich meine Eltern aus ihrem Hauſe gejagt, verſtoßen ſehen? Soll ich ſehen, wie ſie betteln gehen, und ihr ſchwarzes Brod mit

Thränen eſſen? Soll ich ihre bittern Vorwürfe hören, und nicht antworten können?

Karl. O Kätchen, du machſt mich unglücklich!

Kätchen. Das weiß ich; aber bin ich nicht noch unglücklicher als du?

Karl raſ'te, wüthete, ſann nach Hilfe, endlich fiel ihm ein Gedanke zur möglichen Rettung ein. Warte hier ein wenig, ſagte er zu Kätchen, ich will noch einen Verſuch wagen. Geſtern Abends traf ich einen Kaufmann aus meiner Vaterſtadt hier an, er freute ſich außerordentlich, mich zu ſehen, nahm mich mit in ſein Logis, und traktirte mich herrlich. Ich will mit ihm reden, vielleicht ſtreckt er mir die Summe auf mein Erbtheil vor, da er meinen Vater kennt, und ſicher iſt, nichts dabei zu verlieren. Karl gieng und Kätchens Herz ſchlug mit Hoffnung erfüllt.

Der Kaufmann hörte Karls Bitte, bezeigte ſein Mitleid und bedauerte von Herzen, daß er nicht ſo viel Geld bei ſich habe, auch dieſe Summe auf ſo lange und ungewiſſe Zeit nicht entbehren könnte.

Nun war er ganz hoffnungslos. Keine Rettung! keine Hilfe! Er wankte fort, und ſehr wahrſcheinlich beſchloß er auf dieſem Gange die nachfolgende ſchwarze That. Der Gedanke, das liebe, gute und eben durch ihren Entſchluß noch mehr verherrlichte Mädchen auf ewig zu verlieren, war ihm unerträglich; ſie zu beſitzen, nie zu ver-

laſſen, der einzige Gedanke, der ſich ſeines Herzens ganz bemächtigte, der ſich ganz an ſeine Seele kettete, und jede Vorſtellung der Vernunft unterdrückte. Mit dieſem Entſchluß bewaffnet, trat er auf ſeines Mädchens Zimmer. Noch wußte er vielleicht nicht, wie er die That beginnen, wie er ſie ausführen ſollte, aber ſchon nahm er ſie als möglich zur Ausführung an. Sey gutes Muths, der Kaufmann hat mich um 11 Uhr wieder beſtellt, und, wenn's ihm ein hieſiger Wechsler kreditirt, ſo will er mir die Summe vorſtrecken. Kätchens Freude war ohne Grenzen, ſie hüpfte, lachte, ſcherzte, und zankte mit ihrem Karl, der ſich nicht mit ihr freuen wollte. Er ließ Wein bringen, trank viel, und ward endlich auch munter und fröhlich.

Die Stunde ſchlug, du mußt gehen! ſagte Kätchen. Ja, ich muß! erwiederte er, drückte ſie oft an ſein klopfendes Herz und gieng endlich raſch fort. Wie ein Dieb, denn ein Dieb wollte Karl jetzt werden, ſchlich er durch die offene Thür des Wirthshauſes, in welchem der Kaufmann wohnte. Er wußte, daß die Fenſter ſeines Zimmers in den dabei befindlichen Garten giengen, er verſteckte ſich alſo unter den Bäumen deſſelben und lauerte. In dieſe Fenſter hinaufzuſteigen war leicht, denn man reparirte eben das Dach, und eine große Leiter lag nahe dabei, aber noch brannte das Licht, und er mußte zwei angſtvolle Stunden harren. Wie ſchon Alles im Hauſe ſchlief, der Kaufmann ſchon

lanze ſein Licht ausgelöſcht hatte, rückte er die Leiter näher, und ſtieg mit entblößtem Säbel hinauf. Es war eine der wärmſten Sommernächte und die Fenſter ſtanden offen. Von Verzweiflung beſeelt ſtieg er in's Zimmer, hörte den Kaufmann ſchnarchen, und ergriff blos deſſen Beinkleider, weil er wußte, und ſchon Geſtern und Vorgeſtern geſehen hatte, daß in dieſen ein Beutel mit Gold ſteckte. Glücklich und ungeſehen ſtieg er wieder hinab, fand den Beutel, warf die Beinkleider in einen nahen Strauch, kam durch eine Gartenthüre, welche man von Innen öffnen konnte, glücklich auf die Gaſſe, und von da eben ſo glücklich zu ſeinem Mädchen. Der Tag fieng ſchon an zu grauen, als er zu ſeiner Geliebten in's Zimmer trat. Da, ſagte er, und wiſchte ſich den Angſtſchweiß von der Stirne, nimm, eile, deine Eltern zu tröſten und zu retten. In einer halben Stunde wird man das Thor öffnen, der Morgen iſt ſchön, die Tage heiß, du wirſt alſo am Beſten thun, wenn du gleich fortgehſt. Kätchen empfieng den Beutel mit Freudenthränen, drückte ihren Karl mit Inbrunſt an ihr Herz, dankte und frohlockte.

Kätchen. Du haſt mich lange warten laſſen!

Karl. Der Kaufmann kam erſt vor einer halben Stunde nach Hauſe. — Aber wollteſt du nicht lieber gehen, ich muß ohnehin in mein Quartier zurück, und kann dich den ganzen Tag nicht mehr ſehen.

Kätchen. So bald nur einer im Hauſe munter iſt, ſo will ich zahlen, und in Gottes Namen fortgehen.

Karl. Ich habe Geſtern, wie ich fortgieng, ſchon gezahlt.

Kätchen. Du willſt mich alſo mit Gewalt fortjagen?

Karl. Das nicht, liebes Kätchen! aber ich fühle deiner Eltern Kummer, und möchte ſie gerne beruhigt wiſſen.

Kätchen. Haſt recht! O wie werden ſich die guten Alten freuen. So lebe denn wohl, lieber Karl! unſer Schulmeiſter ſoll dir gleich ihren Dank ſchreiben.

Karl. Nein, liebes Kätchen, ſchreibe mir nicht, denn ich muß Morgen auf Kommando reiten, und dann habe ich Hoffnung, auf einige Wochen Urlaub zu erhalten.

Kätchen freute ſich über dieſe Nachricht eben ſo ſehr, wie über das erhaltene Geld, ſprach von Verlobung, und eilte endlich auf Karls neue Bitte fort.

Karl blieb an der Ecke traurig ſtehen, ſah ſeinem Mädchen nach, und weinte Thränen des bitterſten Kummers um ſie. Wie auch ihr Schatten verſchwand, ſo ſchlich er langſam nach ſeinem Quartiere zurück. Der Verluſt ſeiner Ehre, Reue über ſeine begangene That mußte ihn foltern, denn die

hereintretende Wache fand ihn angezogen, und weinend in einem Winkel ſitzen.

Der Kaufmann wollte früh um vier Uhr abreiſen, er fand ſeine Beinkleider und ſein Geld nicht, und machte Lärm. Bei näherer Unterſuchung fand man auf ſeinem Fenſter einen Säbel, den Karl in der Betäubung zog, und dort liegen ließ. Man erkannte ſolchen ſogleich für den Säbel eines Dragoners. Noch mehr! Es wurde im Hauſe gebaut, unter des Kaufmanns Fenſter war Kalk angemacht worden, und man ſah Stiefeltritte ſehr deutlich darinnen. Der Vorfall wurde dem Kommandanten gemeldet, und dieſer ließ ſogleich viſitiren. Die Reihe traf auch Karl'n; man fragte nach ſeinem Säbel, er hatte ihn nicht; man beſah ſeine Stiefel, und ſie waren mit Kalk beſudelt. Karl wurde alſo ganz natürlich für den Dieb gehalten, und, eh' ſein Mädchen noch eine Stunde von der Stadt entfernt war, ſaß er ſchon im Gefängniſſe. Eine geheime Ahndung mußte ihm dies ſchon vorher geſagt haben, weil er auf ihre Abreiſe ſo ſehr drang.

Im erſten Verhör geſtand er die That, aber kein Verſprechen, keine Drohung, konnte ihn bewegen, zu geſtehen, wohin er das geſtohlene Geld gegeben oder verſteckt habe. Die That reute mich, ſagte er immer, und ich warf's mit den Beinkleidern in den Strauch.

Das Kriegsgericht wurde verſammelt, und es verurtheilte ihn zum Strange.

Am letzten Tage ſeines Lebens ſchrieb er an ſeinen Vater, bat ihn rührend und dringend, beſchwor ihn bei Gottes letztem Gerichte, bei dem Blute des Welterlöſers, ſeine That wieder gut zu machen, und dem Kaufmann das geſtohlne Geld zu erſetzen. Den andern Tag gieng er ſtandhaft zum Tode. Noch auf dem Richtplatze bat ihn der Major, ſein Verbrechen zu vermindern, und da er in den paar Stunden nach vollbrachter That das Geld unmöglich hätte verſchwenden können, doch zu geſtehen, wohin er ſolches gethan habe. Herr Major, ſagte Karl, Sie ſind hier, meinen Tod vollſtrecken zu laſſen; erſchweren ſie mir ſolchen nicht durch eine Frage, die ich unmöglich beantworten kann. Gott, vor deſſen Richterſtuhl ich jetzt erſcheine, weiß es, und wird mich nach ſeiner Barmherzigkeit richten! Der Henker übernahm ihn, und nach einigen Minuten hatte er ausgelitten.

Schon ehe hier noch die ſchreckliche Scene ſich endigte, lebte Kätchen in Kummer und Sorgen. Sie war glücklich nach Hauſe gekommen, hatte Freude und Ruhe der unglücklichen Familie mitgebracht. In dem Beutel waren 120 Louisd'or. Jakob zahlte damit ſeine Schulden, ihm blieb noch etwas zum Ankauf einiger Kühe übrig. Ruhig und zufrieden ſaßen die Alten in ihrem ſchuldenfreien

Hauſe, ſprachen ſtets von ihrem Wohlthäter, ſchloſſen ihn dankbar in ihr Gebet ein, und harrten ſehnlich mit Kätchen auf ſeine Ankunft.

Karl ſchrieb nicht, Karl kam nicht! Eine unbeſchreibliche, nie gefühlte Unruhe erfüllte Kätchens Herz. Ich muß zu ihm, ich muß ihn ſehen. Vielleicht iſt er krank, vielleicht gar todt, ſagte ſie, und ließ ſich durch keine Vorſtellung ihrer Eltern abhalten, das zweitemal den Weg nach der Stadt anzutreten. Sie kam eben bei den Thoren derſelben an, als man ihren Geliebten vom Pfahle nahm, und, weil die Sonne untergieng, beerdigen wollte. Viele Neugierige umgaben das Grab, welches an der Straße lag, Kätchen miſchte ſich, unwiſſend, was hier vorgieng, darunter. So entſtellt auch Karls Züge waren, ſo erkannte ſie ihn doch. Ihrem Auge nicht trauend, an der ſchrecklichen Wahrheit zweifelnd, fragte ſie. Man nannte ſeinen Namen, und nun folgte eine Scene, die ich nicht zu beſchreiben vermag. Wäre ich's fähig, fände meine Einbildungskraft Worte, den Schmerz des armen Mädchens auszudrücken, ſo würde die Menſchheit ſchaudern, und dem gefühlvollen Leſer meine Geſchichte bebend entſinken.

Eine alte Dame, die von einem Spaziergange zurück kam, fand die Leidende, verlaſſen von Allen, die ſie anfangs umgaben, an der Straße liegen. Mitleidig trat ſie hinzu, und hielt ſie für krank, denn Kätchens Auge ſtarrte nach dem Pfahle, und

ihre Hände wühlten im Staube. Ihr ängſtliches Wimmern rührte die ehrwürdige Alte, ſie ließ ſie durch ihren Bedienten nach dem Landhauſe bringen und befahl, die ganze Nacht bei ihr zu wachen. Am Morgen beſuchte ſie Kätchen, und fand ſie im Stande, ihr die ganze ſchreckliche Geſchichte zu erzählen. Bald hernach fragte die Aermſte nach Karls Verbrechen, man entdeckte ihr ſolches, und neuer Jammer, neues Leiden, bemächtigte ſich ihrer Seele. Ich bin ſeine Mörderin! ſchrie ſie unaufhörlich. Auf ihr ſehnliches Verlangen führte man ſie zu Karls Richter, zum Auditor des Regiments. Der gute Mann erſchrack, als er von Kätchen Alles vernahm. Er ſchlug das Verhörprotokoll nach, und fand nicht die geringſte Spur davon. Er fragte Alle, die in ſeiner Gefangenſchaft um ihn waren, und Alle ſagten aus, daß er nie Kätchens Namen ausgeſprochen, aber eine Stunde vor ſeinem Tode den Fourier gebeten hätte: er möchte dem Bauer Jakob, bei dem er in Quartier wäre, ſchreiben, daß er plötzlich auf Werbung ſey geſchickt worden, und unter einem Jahre nicht wieder kommen würde.

Sehr wahrſcheinlich glaubte der Unglückliche, daß man, wenn er geſtünde, daß er Kätchen das Geld gegeben, ſie als eine Mitſchuldige arretiren, und auf dieſe Art wenigſtens auf ewig beſchimpfen würde. Deswegen ſchwieg er, deswegen ſuchte er auch ſein Mädchen noch in der Stunde des Todes

von dem Orte ſeines Verbrechens zu entfernen, und ſtarb mit dem Bewußtſeyn, daß er ſie glücklich gemacht habe.

Kätchen konnte ſich nicht von dem Grabe ihres Karls trennen. Zwei Tage ſaß ſie an der Richtſtätte und weinte unaufhörlich. Die Offiziere ſeines Regiments erbarmten ſich über die Unglückliche, und ließen ſie auf ihre Koſten zu ihrem Vater führen.

Schrecklich war auch ſein Zuſtand, als er Alles erfuhr. Er weinte bitterlich, und die alte Mutter war nicht zu tröſten. Seine Seele, ſagte der Alte endlich, ſoll nicht länger leiden, ich will erſtatten, was er für mich ſtahl, für mich mit ſeinem Leben bezahlte! Den andern Tag bot er ſein Gütchen feil, und weil er dringend war, baares Geld verlangte, ſo erhielt er für ein Gut, auf welches man ſchon vierhundert Thaler geborgt hatte, nur dreihundertfünfzig! Seine andern Geräthſchaften, ſeine und ſeiner Frauen Kleider verkaufte er ebenfalls. Es war rührend zu ſehen, wie hier der alte Vater einen Familienkrug feilbot, und dort Kätchen weinend Pfänder ihrer Liebe, allerhand ſchöne Bänder, an die Mädchen des Dorfs verhandelte. Auf dieſe Art brachte die Familie 450 Thaler zuſammen.

In einen leinenen Kittel gehüllt, ſein Weib, ſein krankes Kind am Arme führend, zog er aus ſeinem väterlichen Hauſe nach einer elenden kleinen

Hütte, die am Ende des Dorfes ſtund, und dem Hirten zur Wohnung diente, deſſen Amt er übernahm. Kurz darauf trug er das Geld in die Stadt zum Stabsauditor, und bat ihn, es dem Kaufmann zu ſchicken. Im Rückwege weilte er bei Karls Grabe, und erzählte ihm weinend, was er Alles gethan habe, um ſeine Seele zu verſöhnen. Der Kaufmann ſchrieb zurück, daß er das noch Fehlende der armen Familie ſchenke. Der Auditor ließ den alten Jakob davon benachrichtigen, aber Kätchen nahm dies Geſchenk nicht an. Ich muß erſtatten, ſonſt kann er nicht ruhig ſchlafen, ſagte ſie, wenn mir Gott beiſteht, ſo will ich's ſchon zuſammenbringen. Sie arbeitete um Lohn, aß nichts als ſchwarzes Brod, trug die elendeſten, ſchlechteſten Kleider, und gieng auch in der härteſten Kälte barfuß. Auf dieſe Art brachte ſie in einem Jahre zwanzig Thaler zuſammen, aber bald griff das innere Leiden ihrer Seele weiter um ſich, es bemächtigte ſich ihrer Sinne, ſie konnte nicht mehr arbeiten, und war oft Monate lang närriſch. Sie litt in dieſem Zuſtande nicht das geringſte Glänzende an ſich, ſie behieng ihre Kleidung mit ſchwarzen Lappen, und ihre einzige Beſchäftigung war, hinter der Hütte mit ihren Händen eine Höhle in Form eines Grabes auszuſcharren. Wenn ſie wieder zu ſich kam, ſo bettelte ſie die vorüber Reiſenden um eine Gabe an, und Keiner gieng vorüber, der nicht dem leidenden Mädchen etwas

zuwarf. Dies legte ſie jedesmal zu dem Erſparten, und zählte fleißig, was ſie hatte. Noch fehlten ihr zehn Thaler, als der Reiſewagen der menſchenfreundlichen Gräfin L** bei ihrer Hütte vorüber rollte. Scharf wehte der Nordwind über die tief mit Schnee bedeckten Fluren! Grimmige, ſeit Menſchenaltern nicht erfahrne Kälte herrſchte in der öden Natur, und Kätchen vermochte es kaum, ihre erſtarrte Hand gegen den Wagen auszuſtrecken. Mit ſchlechten, elenden Lumpen bedeckt, barfuß und blos ſtand das arme Mädchen da. Halt! ſchrie die Menſchenfreundin, und der Wagen ſtand. Gott erbarme ſich deiner, armes Mädchen, ſagte ſie, wenn du kein Brod, deinen Hunger zu ſtillen, kein Holz haſt, dich vor Kälte zu ſchützen, ſo nimm dies und labe dich! Sie gab ihr ſechs Dukaten und fuhr weiter. Lachend und froh trat Kätchen in die Hütte. Zählt, Vater, zählt, ſagte ſie, ob's hinreicht, meines Karls Schuld vollends zu tilgen.

Jakob. Noch mehr als dies! Es bleibt noch etwas für dich für ein Gewand übrig!

Kätchen. Für Euch, Vater! für Euch, Mutter! Ich brauche nichts mehr! will zu meinem Karl eilen, und es ihm erzählen, daß ich für ihn gezahlt habe.

Schnell flog ſie fort und über den gefrornen Schnee dem nahen Teiche zu. Jakob eilte ihr nach, aber vor ſeinen Augen ſtürzte ſie ſich in ein

Loch, das die Fiſcher aufgehauen hatten, und verſchwand unter dem Eiſe.

Ich will aufhören, den Jammer dieſer unglücklichen Familie zu beſchreiben. Die alte Mutter folgte ihrer Tochter in drei Tagen, und nach zwei Monaten trug man auch den alten Jakob zu Grabe.

Im Frühjahre erſt fand man Kätchens Körper und begrub ſie an der Ecke des Kirchhofs. Ein Hollunderbaum beſchattet das Grab der Unglücklichen.

Karl und Sophie.

In einer der freyen Reichsſtädte, in welchen man Recht und Gerechtigkeit immer pedantiſcher zu behandeln pflegte, als bei aufgeklärtern Richterſtühlen, lebte ein Kandidat als Katechet am Stock- und Zuchthauſe ein ziemlich bequemes Leben. Er hatte ein artiges Vermögen, und bemühete ſich weiter um keine Beförderung. Er fand ſein Vergnügen darinn, wenn er Unglückliche tröſten, und ihnen beiſtehen konnte, und hierzu konnte ihm keine einzige Stelle mehr Gelegenheit geben, als die, welche er bekleidete.

Das einzige Bedürfniß, was ihm an ſeinen Wünſchen abgieng, war eine Frau, die er ſchon lange ſuchte, aber nicht finden konnte. Wer da weis, wie leicht es iſt, dergleichen zu finden, dem wird dies parador ſcheinen. Aber der Kandidat wollte eine Frau nach ſeinem Sinn, und wenn ſie das nun auch war, ſo mußte ſie noch eine Eigenſchaft beſitzen, ſie mußte unglücklich ſeyn, denn darauf beſtand ſein Eigenſinn, daß er eine ſolche durch ſeine Hand glücklich machen wolle.

Sophie war der Name eines Mädchens, die

wegen eines Kindermords ins Stockhaus gebracht wurde, und da man ſie reif zum Tode betrachtete, ſo wurde dem Kandidaten aufgetragen, ſie zu beſuchen, und nach und nach zu ihrer Reiſe vorzubereiten.

Sophien ſehen, und Mitleiden in einem Grade fühlen, wie er es noch nie gefühlt, war bei dem Kandidaten das Werk eines Augenblicks. Die ſanfte Miene des wirklich ſchönen Mädchens, das Leidende in ihren Zügen, das ſo viel von ihrer Unſchuld verrieth, riſſen ihn ganz hin.

Sie war zurückhaltend und ſchüchtern. Er wußte ſie offenherzig zu machen, und wurde bald ihr Vertrauter und ihr Freund. Er bat ſie, ohne Rückhalt ihm ihre Geſchichte zu erzählen.

Ich bildete mir ein, ſagte ſie, tugendhaft und fromm ohne Wanken zu ſeyn. Ich diente als Kammermädchen bei einer vornehmen Dame, die mich liebte, und mich zu verſorgen verſprochen hat. Ein junger fremder Edelmann gieng in ihrem Hauſe fleißig aus und ein, und ſagte mir immer Schmeicheleien vor. Ich war unerfahren, und hielt jeden Menſchen für ſo gut, als ich es ſeyn wollte. Ich ſagte ihm, er möchte mir nichts mehr vorreden, wenn er irgend unehrliche Abſichten hätte. Ich ſey zu feſt in meinen Grundſätzen, als daß ſie wanken könnten.

Der Böſewicht wußte ſeinen Vortheil wahrzunehmen. Er verſicherte mich, er liebe nur meine

Seele, und während eines Umganges von einem halben Jahre hat er nicht das entfernteſte Unanſtändige in ſeinem Munde geführt. Ich war ausſchweifend für den Tanz eingenommen, und da ich hierzu ſelten Gelegenheit hatte, ſo ließ ich mich einmal überreden, ohne meiner Herrſchaft Vorwiſſen mit ihm einen Maskenball zu beſuchen. Der Tanz erhitzte mich. Mit den Kühlungen, die er mir gab, betrog er mich, und goß Feuer in mein wallendes Blut. Ich wußte nichts mehr von mir ſelbſt, ſo hingeriſſen war ich von Vergnügen und Trunkenheit. Er bediente ſich meiner Schwäche, und ſiegte über mich.

Ich hatte den andern Tag Mühe, mich zu entſinnen, was mit mir vorgegangen. Thränen ſtürzten aus meinen Augen, als ich mir das Geheimniß meines Laſters erklärte. Es war gut, daß mein Verführer mir nicht wieder unter die Augen kam. Er war am andern Morgen abgereiſt.

Ich fand eine volle Börſe von ihm in meiner Taſche, die ich unter die Armen vertheilte, um mein Verbrechen wieder gut zu machen. Ich weinte beſtändig und kam nicht mehr aus dem Hauſe. Mein Elend ſtieg auf's höchſte, als ich bemerkte, daß ich ſchwanger war. Ich verließ meine Herrſchaft, der ich unmöglich die Kränkung anthun konnte, ihr meinen Fall zu geſtehen.

Ich flüchtete zu einer alten Muhme der ich mich entdeckte. Sie nahm mich gütig auf, und

ſagte, ſie wolle es ſchon veranſtalten, daß ich in der Stille niederkäme, und dann könnte ich meinen Dienſt wieder antreten. Ich brachte die Zeit bis zu meiner Niederkunft mit Weinen und Beten zu. Die Stunde erſchien, und meine Muhme lief nach einer Hebamme. Ehe ſie aber wiederkam, ergriffen mich übernatürliche Schmerzen, die mich faſt bis zum Wahnſinn brachten. Ich kam nieder, und als ich ſah, daß es ein Mädchen war, faßte mich eine unnatürliche Wuth, ich rief aus: Nein, du ſollſt nicht das Opfer eines Böſewichts werden! und ein Druck meiner Hand endete das Leben des armen Würmchens. —

Ich kam ſchnell zu mir ſelbſt. Ich drückte das Kind an meinen Mund, und ſchrie: Gott! ich habe dich gemordet. In dem nämlichen Augenblick trat meine Muhme mit der Hebamme herein, die Erſtere fiel vor Schrecken in Ohnmacht, die Leztere aber lief gleich, um die Hände der Gerechtigkeit in Bewegung zu ſetzen.

Sophie ſchwieg; dem Kandidaten rollten die Thränen über die Wangen herab. Er tröſtete ſie damit, daß ihr im Himmel Alles ſchon vergeben ſey, und daß ſie, wenn die Weltrichter ſie auch nicht losſprächen, doch ruhig ſterben könnte.

Er gieng zu ihrem Advokaten, der die möglichſte Mühe anzuwenden verſprach, aber zum voraus prophezeyte, daß Alles nichts helfen würde,

weil ihr eigenes Geſtändniß des Mords ſie verdammte.

Indeſſen beſuchte der Kandidat Sophien täglich, entdeckte täglich neue gute Eigenſchaften an ihr, fieng an ſie zu lieben und li bte ſie bald bis zur Verzweiflung.

Höre, Sophie, ſagte er, ich nehme dich zur Frau. Ich hoffe, dieſer Entſchluß ſoll deine Richter bewegen, dir Gnade wiederfahren zu laſſen. Das Mädchen weinte vor Rührung über ſo viel Güte, die ſie nicht erwartete, und nicht zu verdienen glaubte.

Der Kandidat gab ſich alle erdenkliche Mühe, lief bei allen Richtern umher, ſtellte ihnen ſein Leiden, des Mädchens Unglück, ihre beiderſeitige Liebe auf die rührendſte Art vor. Sie hörten ihn alle an. Manche beklagten ihn, verſprachen zu thun, was ſie könnten. Andere waren hart, ſchalten ihn einen Thoren und Unſinnigen. Er ertrug Alles geduldig, um ſeine Sophie zu retten.

Der Tag des Urtheils erſchien. Er hoffte; ſie hoffte. Die ganze Stadt, die von Allem unterrichtet war, hoffte. Aller Hoffnung war vergebens. Das Todesurtheil war geſprochen. Die mitleidigern Richter wurden nicht gehört.

Iſt's möglich? rief der Kandidat aus. Kann die Gerechtigkeit auch unmenſchlich ſeyn? Er gieng zu Sophien. Für dieſes Leben alſo, Sophie, ſprach er, iſt es aus mit uns. Man will mir nicht das

Glück gönnen, dich glücklich zu machen. Aber es giebt noch eine Welt. Höre, mein liebes Mädchen, ich bin entſchloſſen, dir zu folgen. Ich gehe aus der Welt, wo du nicht mehr biſt.

Sophie fiel vor ihm auf die Knice nieder. »Ich bitte dich um alles, was dir lieb und theuer iſt, thue das nicht. Tödte dich nicht ſelbſt. Du biſt verblendet. Erwarte es, bis du mit mir vereinigt wirſt. Wie lange kann das dauern? Was iſt das Leben des Menſchen?«

Nein, erwiederte er, mein Vorſatz iſt feſt. Wir ſehen uns gleich in der Ewigkeit.

Sie vermochte ihm den Entſchluß nicht auszureden. Er wählte noch den Weg, zu allen ihren Richtern zu gehen, und ihnen es zu ſagen, daß er ſich umbringen würde, wenn ſie ihr Urtheil nicht wiederriefen, und daß ſie alsdann Urſache an ſeinem Tode wären.

Die Härteſten unter ihnen warnten ihn, das nicht zu laut zu ſagen, ſonſt würde man ihn als einen Wahnſinnigen feſtſetzen, und ihm die Mittel benehmen, ſich zu entleiben.

Dies ſetzte ihn in Schrecken, und er ſchwieg von dem Augenblicke an.

Er brachte die meiſte Zeit nun bei Sophien zu, und bereitete ſie zu ihrem Tode. Ich werde dich ſelbſt hinführen, ſagte er, und bis auf den letzten Augenblick dir Muth einſprechen.

Sophie fieng oft an, von ſeinem gegen ſie ge-

dachten Vorſatze zu reden, und bat ihn, dieſen nicht auszuführen. Allein er antwortete ihr immer: Sorge nicht, Gott wird ſorgen; verſprechen kann ich dir nichts. Du ſiehſt, ich bin zum Unglück bereit, wie zum Glück. Du magſt davon auf meine Denkungsart ſchließen. Ich liebe dich unausſprechlich. Ich entdecke immer mehr Gutes in dir, und ich muß wähnen, daß der Himmel dich nicht für dieſe Welt beſtimmt hat, ſondern dich abruft, weil er dich an einen beſſeren Ort führen will. Vielleicht mich auch, liebe Sophie.

Endlich brach der ſchreckliche Tag an, am welchem ſie der Gerechtigkeit geopfert werden ſollte. Du biſt meine Braut, ſagte der Kandidat zu ihr, und ich begleite dich zum Altar, wo wir auf ewig vereinigt werden. Er beſtieg den Wagen mit ihr. Tauſend thränende Augen waren zur Seite. Jedermann bewunderte ſeine Standhaftigkeit.

Fürchte dich nicht, Sophie, ſagte er. Der Tod wird dir nicht ſchmerzhaft ſeyn. Du ſtirbſt leicht, und in einem Augenblick, und dann biſt du da, wo es dir beſſer iſt, als hier.

Ach Gott! antwortete ſie, ich zittre nicht vor meinem Tode. Du haſt mich ſo kräftig geſtärkt, daß ich ihm muthig entgegengehe. Aber daß ich dich zurücklaſſen muß, und noch mehr, daß ich über dein Schickſal nicht beruhigt bin, das macht mir den Gang ſauer.

Gott wird ſorgen, war wieder ſeine Antwort.

Wie ſie auf dem Rabenſtein heraustrat, rieſen viele aus dem Volke: Gnade! Gnade! — Der Kandidat wandte ſich zu ihnen: Still, Kinder, ſagte er, ihr wißt nicht, was ihr bittet. Wünſchet doch nur Alle, daß euer letzter Gang ſo gewiß zu Gott gehe, wie der Gang dieſer Armen, die ihr unglücklich nennt, die ich glücklich preiſe, und die es nun bald ſeyn wird.

Er ſagte noch verſchiedenes Rührendes, was die Menge mit tauſend Thränen beantwortete. Endlich wandte er ſich zu Sophien. Wie iſt dir? frug er.

Mir iſt, als ob ich froh ſeyn ſollte, ſagte ſie, nur etwas ängſtlich. Es wird doch ſchnell gehen, mein Lieber? Er bat den Scharfrichter noch einmal darum, und verband ihr ſelbſt die Augen. Wie der Scharfrichter anſetzte, flüſterte er ihr zu: Ehe die Sonne auf Erden wieder aufgeht, ſind wir beiſammen. Sie ſeufzte, und eine Sekunde trennte ihre Seele von ihrem Körper.

Er dankte dem Scharfrichter, der ihm verſicherte, daß ihm noch nie eine Exekution ſo ſchwer geworden.

Er fuhr ſtill und gedankenvoll zurück. Er bekam an dem Tage noch viele Bothſchaften, daß er ſich beruhigen möchte, daß man für ſein Glück ſorgen, und es ihm wohl in dieſer Welt gehen würde.

Aber man fand ihn am andern Morgen todt. Er hatte ſich an der äußern Thüre des Zuchthauſes erhängt.

Friedrich.

Liebe iſt an und für ſich genommen eine Leidenſchaft, die in die heftigſten Ausbrüche von Wuth, und in Handlungen übergehen kann, die dem menſchlichen Geſchlechte zur Schande gereichen.

Wenn ſie aber noch nebenbei durch andere Umſtände gekränkt wird, wenn Folgen daraus entſpringen, die auf das ganze übrige Leben des Menſchen im Inneren und Aeußern Bezug haben, ſo wirkt ihr Feuer um deſto ſchneller, und bricht in Flammen aus, die ſo leicht nicht zu löſchen ſind. Das nachfolgende Beiſpiel mag hievon den Beweis geben.

Wir wollen den Gegenſtand, den wir hier aufführen, Friedrich nennen. Er war eines Profeſſioniſten Sohn, der ihn ſeine Profeſſion hatte lernen laſſen, nicht reich, aber wohlhabend. Bruder und Schweſtern von ihm waren in Anſehen, und er ſelbſt konnte durch ſein bischen Geld, ſein gutes Gemüth, durch ſeinen Fleiß und ſeine Geſchicklichkeit, auf ein vergnügtes, ruhiges und mehr als nothdürftiges Leben rechnen.

Er gieng zu einer Wittwe in Condition, die eine einzige Tochter hatte. Die Wittwe vertraute ihm ihr ganzes Geſchäft, welches ihr eigen war, und einen anſehnlichen Werth hatte. Sie konnte ihn leiden, und ſein Fleiß und Geſchicklichkeit machte ihn ihr noch angenehmer. Sie hegte die Abſicht, ihn wo möglich ſo in ihr Netz zu ziehen, daß er ſie heirathete. Dieſe Abſicht behielt ſie nicht für ſich, ſie ließ ſie ziemlich laut werden, und der junge Mann hörte das von Andern, worauf er ſelbſt nicht im geringſten verfallen war. Er verwarf es aber, ſobald man es ihm ſagte, und betrug ſich gegen die Wittwe ſo, daß ſie wohl merkte, wie ihr Zweck ihr ſchwerlich gelingen würde. Deſto freundlicher war er gegen die Tochter, die ſeinen Wünſchen auch nicht zuwider ſchien. Das dauerte einige Jahre fort, und er fieng endlich an, ernſtlich auf die Erfüllung ſeines Verlangens bedacht zu ſeyn. Er glaubte ſich von des Mädchens Seite, die ihm Gegenliebe verſprochen, vielleicht thätlich bewilligt, ganz ſicher, und ſuchte alſo nur auf eine oder die andere Art die Mutter für ſich zu ſtimmen. Um ihr näher zu kommen, erbot er ſich, gewiſſe nothwendige und koſtbare Reparaturen in ihrem Geſchäft auf ſeine Koſten machen zu laſſen, ließ ſich vom Haus das Geld dazu ſchicken, und vergaß, aus der gewiſſen Ueberzeugung, es könne hier nicht fehlen, ſich ſeine Auslagen documentiren zu laſſen.

Der Wittwe war dieſer Schritt nicht minder angenehm. Sie wußte, er könnte dann nicht leicht loskommen, und kannte auch ſein Verſtändniß mit der Tochter noch nicht ſo genau. Er eröffnete es ihr aber einmal ſelbſt, und ſagte ihr geradezu, er wünſchte dieſe zur Frau.

Die Wittwe machte ihm ſo viel Gegenvorſtellungen, als ſie nur zuwege bringen konnte, machte ihm die Heurath mit einem ſo jungen unerfahrnen Mädchen zuwider, und pries ihm die mit einem geſetzten Frauenzimmer an. Friedrich wußte wohl, wohin das gieng, hatte aber keine Ohren dazu, und begnügte ſich, ihr zu ſagen, ſie möchte das Ding überlegen.

Das that ſie, denn ſie überlegte reiflich, wie ſie ihm das Hinderniß, ihre eigene Leidenſchaft zu befriedigen, aus den Gedanken und aus der Möglichkeit des Beſitzes bringen wollte.

Es gieng in ihrem Hauſe ein junger Gelehrter aus und ein, deſſen Familie eben nicht in den beſten Umſtänden war. Er wußte, daß das Mädchen reich war, und man hat nie erfahren können, ob er nicht wirklich bei der Bekanntſchaft, die anfangs nicht ſo ganz genau war, Abſichten hatte. So viel iſt gewiß, daß die Mutter des Mädchens auf ihn verfiel, daß ſie der Tochter gleich vom Glücke vorredete, was ſie machen könnte, wenn ſie die Frau eines Gelehrlen würde. Anfangs weigerte ſich das Mädchen, daran zu denken, und

wandte gleich Friedrichen vor. Allein wiederholte Vorſtellungen, die Erklärung, daß ſie ſelbſt Friedrich zu heurathen dächte, und die Ausſicht, daß ohne der Mutter Einwillung an dieſe Verbindung nicht zu denken ſey, wirkten endlich auf das Mädchen. Sie fieng an, zu glauben, ſie ſchicke ſich beſſer zur vornehmen Frau, als zur Handwerkerin, und die Regungen, die ja gegen Friedrich noch in ihr aufſtiegen, wurden mit Gewalt von ihr niedergedrückt.

Um den jungen Mann ſelbſt zu einem Schritte zu verleiten, den er ohne dieſe gebrauchte Liſt gewiß nicht gethan haben würde, fieng ſie damit an, daß ſie nicht allein ſeine Familie unterſtützte, ſondern auch ihm ſelbſt zur Fortſetzung des Studierens Geld vorſchoß.

Friedrich ſah wohl, daß der junge Gelehrte im Hauſe viel galt, daß er bei allen Gelegenheiten vorgezogen wurde, daß die Mutter ihn liebkoſete, und die Tochter auch freundlich gegen ihn war, allein, da ihm dieß Alles nicht ſo herzlich anzugehen ſchien, da er weder die Liebkoſungen der Mutter erwiederte, noch viel mit der Tochter machte, ſo ſchloß er bei ſich, daß dies eine der ſo gewöhnlichen Liebſchaften bei einer alten Frau ſey, wofür man ſich bezahlen läßt, lachte die Mutter aus, und bedauerte den jungen Mann.

Man iſt indeſſen nicht immer gleich bei Laune, und wenn nun dieſe ein wenig übel war, ſo pflegte

Friedrich wohl ſeine Schöne deswegen anzugehen, und ſich bei ihr zu erkundigen, was denn eigentlich die häufigen Beſuche, und das Hätſcheln des jungen Mannes bedeuten ſollte?

Hier fehlte ſie gewiß ſehr, daß ſie ihm nicht die reine Wahrheit ſagte. Sie dachte freilich, wenn es zum Treffen käme, müßte er ſich wohl Alles gefallen laſſen, aber ſie bedachte nicht, daß er Menſch, wie Andere, wäre, und Rache und Wuth ihn überwältigen könnten. Sie ſchalt ihn einen mondſüchtigen Menſchen, der ſich Grillen mache, wo an gar keine zu denken ſey, und verwies ihn auf des jungen Gelehrten Betragen gegen ſich, gegen welchen Beweis er denn auch nichts einwenden konnte.

Selbſt dachte ſie auch von des jungen Mannes Aufführung gegen ſich, daß ſie höchſt unſchicklich wäre, denn ſie konnte nicht vermuthen, daß er gar nichts davon wiſſe, daß er ſie heurathen ſollte, und daß dies blos eine von der Mutter eingefädelte Sache wäre.

Dieſer ſchien der Zeitpunkt gekommen zu ſeyn, daß ſie losbrechen müßte. Sechshundert Thaler war der junge Gelehrte und ſeine Familie ihr ſchuldig, worüber ſie ſich jederzeit richtige Dokumente geben laſſen. Als ſie eines Abends mit ihm allein ſaß, fragte ſie ihn ganz trocken, wann er denn Anſtalt zu machen dächte, einen Gradum anzunehmen, und ihre Tochter zu heurathen. Der

junge Mann wurde blaß bei dieſer Erklärung. Er konnte nicht unterlaſſen, ſehr freimüthig zu ſagen, daß dies nie ſeine Abſicht geweſen, und ſie nie ſein würde. Er wäre als Freund im Hauſe aus und ein gegangen, und habe alle erwieſene Gefälligkeiten als Freundſchaft aufgenommen.

Mit nichten, erwiederte die Megäre, ſo kommen ſie nicht davon. Sie müſſen meine Tochter heurathen, oder Alles mir, was ich ihnen vorgeſchoſſen, wieder bezahlen. —

Das ſoll ihnen auch wieder bezahlt werden. Ich habe nahe Ausſichten zu einem Dienſte, und dann werde ich Ihnen Kapital und Intereſſen ſo ſchnell es mir nur möglich iſt, bezahlen, und ſollte ich mir ſelbſt etwas Nothdürftiges darüber entziehen.

So? das, meinen, ſie wäre alles? Nein, mein Herr, ich habe geglaubt, ſie kommen nur meiner Tochter willen zu mir. Morgen bezahlt oder geheurathet.

Mit dieſen Worten ließ ſie den beſtürzten jungen Mann ſtehen, und er ſchlich trübe, und mit dem feſten Vorſatz zu Haus, das Mädchen nicht zu heurathen.

Kurz nach Tages Anbruch war die ſaubre Schwiegermama ſchon bei der Mutter des jungen Gelehrten, und kündigte dieſer ihr Endurtheil an. Das arme Weib erſtarrte faſt. Sie war nicht allein ganz ruinirt, ſondern ſah ſich auch der Mög-

lichkeit beraubt, ihre übrigen Kinder etwas lernen zu laſſen. Von allem dem nahm der alte Drache keine Notiz, ſondern gieng ſo gleichgültig von der weinenden Familie weg, als ob nichts vorgefallen wäre.

Der Sohn kam, und fand Alle in Thränen. Die Mutter vermochte ihm nicht zuzureden, denn ſie wußte, was eine gezwungene Ehe für Folgen habe. Aber Schweſtern und Brüder baten ihn wimmernd, ſie nicht zu verlaſſen. Sophie iſt doch ein artiges Mädchen, ſprach die Eine, — ſie hat dich lieb, ſagte die Andere — ein Bruder trug weinend ſeine Bücher ihm vor, und ſagte, er müſſe ſie ins Feuer werfen, wenn ihn die Mutter nicht fortſtudieren laſſen könnte. —

Der junge Mann müßte ein Felſenherz gehabt haben, wenn er hätte wollen gleichgültig bleiben. Er überlegte ſichs, daß ſo viele ein Opfer für ihre Familien geworden, hielt ſich auch dazu beſtimmt, faßte nicht allein den heldenmüthigen Entſchluß ſich hinzugeben, ſondern führte ihn auch ſogleich aus, indem er zur Mutter des Mädchens gieng, und ſein Jawort gab.

Das geſchah an einem Freitage, und Sonntags veranſtaltete man ſchon in der größten Stille die Kopulation in einer der abgelegenſten Kirchen.

Von allem dem wußte Friedrich nichts. Er gieng ruhig ſeiner Arbeit nach, die ihm wenig Zeit übrig ließ. Am Sonntage Abends aber, da er in

einem Weinhauſe noch ziemlich ſpät war, kam einer ſeiner Kameraden, der in einem andern geweſen, hinein, und freute ſich, da er ihn ſah, daß er ihn ſo heiter fände.

Und warum ſollte ich's nicht ſeyn? fragte Friedrich.

Dein Mädchen, ſagte jener, muß dir ziemlich gleichgültig geworden ſeyn, da du ſie ſo ruhig einem Andern überlaſſen kannſt.

Wie ſo? — ich verſtehe davon nicht ein Wort — erkläre dich.

Du mußt es doch am beſten wiſſen, daß ſie heute früh 6 Uhr in der ** Kirche mit dem jungen Gelehrten getrauet worden. Jedermann weiß das ja.

Tod und Hölle! Nein, davon weis ich gerade nichts — ich allein nichts! Mir allein hat man es verhehlt? — Aber wart, die Brut will ich bezahlen.

Sein Kamerad merkte, daß er mehr geſagt hatte, als Friedrich wiſſen ſollte. Er wollte es wo möglich wieder gut machen, weil er des Burſchen heftigen Karakter kannte, und alles Unglück fürchtete. Er lenkte alſo ein, und ſagte: Da du aber nichts davon weißt, ſo iſt's auch möglich, daß es nur ein ausgeſprengtes Mährchen iſt. Du weißt ja wohl, wie die Menſchen ſind. Man darf nur von etwas reden, ſo wirds gleich zur Wahr-

heit gemacht und mit tauſend Verſchönerungen und Zuſätzen vermehrt.

Nein, donnerte Friedrich heraus, es iſt wahr. Ich hätt es in ihren ſakramentaliſchen Geſichtern leſen ſollen. Das alte Fell denkt, ich ſoll ſie nehmen, und der junge Affe hat den Narren an der vornehmen Frau gefreſſen. Aber ich will dir die vornehme Frau eintränken. Der Schleicher von einem Gelehrten; that, als ob er kein Waſſer betrübte, als ob er das Mädchen gar nicht leiden könnte, ſieht ſie kaum an — und nimmt ſie mir weg. Du haſt mir dem Mädchen den Kopf verrückt. Du und die Mutter — aber beim Teufel, ihr habt's nicht umſonſt gethan.

Er wollte wüthend fortlaufen, aber ſein Kamerad hielt ihn noch auf. Erſt, ſagte er, mußt du mir verſprechen, dich näher nach der Sache zu erkundigen, ehe du das Geringſte vornimmſt — endlich verſprach er's, und beruhigte ſich doch in etwas.

Wie er zu Hauſe ankam, war Alles ſchon zu Bette. Er konnte alſo nichts machen, aber doch unterſuchte er noch, wo den Zimmern beizukommen wäre, in welchen die neuen Eheleute ſchliefen.

Den andern Morgen kam er früh wider ſeine Gewohnheit ins Zimmer der Alten, und erſchrack freilich nicht wenig, als er den jungen Gelehrten im Schlafrock Kaffee trinken ſah. Er verließ das Zimmer in ſeiner Wuth und machte, daß er fort kam.

In dieſem Augenblick muß ſeine ganze That in

ſeiner Seele ſchon beſtimmt geweſen ſeyn, denn das war der Zeitpunkt, wo er auf den Markt eil⸗te, und ſich ein recht großes Meſſer kaufte. Die Verkäuferin ſah ihn ſchon ziemlich verſtört, und fragte, was er mit dem Meſſer machen wollte? Ich will reiſen, und da nehm ich's auf Spekula⸗tion zur Vertheidigung und zum Gebrauch.

Was er weiter inzwiſchen gedacht und gethan, davon läßt ſich nichts beſtimmen, ſchließen aber, daß ihm

1) Der Verluſt des Mädchens außerordent⸗lich zu Herzen gegangen, die er nach der Aus⸗ſage Aller derer, die mit ſeinen Verhältniſſen genau bekannt waren, recht innig geliebt. Das Gefühl, von ihr, für die er Alles gethan, Alles auf⸗geopfert, die allein ſeine Glückſeligkeit ausmachte, ſo verworfen, verſchmäht zu werden, und über⸗ſchwengliche Liebe ſo verachtet zu ſehen, mußte allerdings ſeiner Leidenſchaft ein ſo nagender Wurm werden, daß ſie bis zur Uebertreibung wüthete.

2) Sah er ſich von der Welt, die ihn kannte, verſpottet, oder glaubte wenigſtens ſich verſpottet zu ſehen. Seinen Bekannten konnte er ohne roth zu werden gar nicht unter die Augen kommen, und hatte ſchon in vorigen Zeiten ſich gegen ſie mer⸗ken laſſen, daß, ehe er Beſchimpfung ertrüge, er lieber ſich ſelbſt von der Welt ſchaffte.

3) Hatte er keine andere Ausſicht, als den al⸗ten Drachen, den er nun ſchon wie ſeine Sünde

ſeit der Zeit ihres Antrags haßte, zu heirathen, oder das in ihr Eigenthum geſteckte Geld zu verlieren, weil er ſich keine Dokumente, darüber geben laſſen. Hierin aber beſtand ein großer Theil ſeines Vermögens.

Wenn dieſe Ueberlegungen bei ihm alle zuſammen, wenn man bedenkt, mit welchem falſchen Lichte er den jungen Ehemann betrachtete, ihn allein für den Schuldigſten hielt, und von jenen Umſtänden nichts wußte, ſo kann man ſeine That gelinder finden.

Dieſe beſtand darin. Nachdem er überzeugt war, daß der junge Gelehrte wirklich in der Kammer neben dem Schlafzimmer der Mutter und Tochter ſchlief, ſo machte er, um bequemer ſeinen Vorſatz ausführen zu können, einen Laden an einem Fenſter auf, wodurch er in der Nacht ins Haus kam, denn er wohnte in einem Nebengebäude.

Er ſchlich, ohne daß jemand es merkte, bis ins Schlafzimmer des jungen Gelehrten, fiel über das Bette her, und verſetzte ihm, in der Meinung ihn gleich zu ermorden, zwei Stiche, die aber nur den Arm trafen. Er hatte das Meſſer an ſeiner rechten Hand feſtgebunden, vermuthlich in der Abſicht, damit es ihm nicht entwunden werden könnte.

Von dieſen Stichen erwachte aber jener, und wurde bald gewahr, daß er mit einem Mörder zu kämpfen hatte. Er wehrte ſich daher ſo gut er

konnte, kam glücklich aus dem Bette heraus, und balgte ſich lange mit ihm herum, bekam noch eine tüchtige Kopfwunde vom Schlage mit einem Hammer, und verſchiedene kleinere Wunden, die wohl beim Herumſchlagen der Hand, woran das Meſſer gebunden war, gefallen ſeyn mochten. Endlich wurde der Mörder doch inſoweit ſein Herr, daß er ihm an die Gurgel kam, und ihm einen Schnitt über den ganzen Hals verſetzte, der tödtlich geweſen ſeyn würde, wenn nicht die junge Frau dem Mörder in den Arm gefallen wäre.

Sie war nebſt der Mutter von dem Gepolter des Balgens aufgewacht und da ſie ächzen und wimmern hörten, hatte die Mutter gleich aus dem Fenſter nach Hilfe geſchrieen, und die Tochter war ins Zimmer geeilet, wo ſie eben im glücklichen Augenblicke angekommen.

Friedrich glaubte indeſſen doch, ſein Gegner, den die Verblutung ermattet, wäre todt, und ließ ihn liegen, um auf die Frau loszugehen, die ſich aber in der Dunkelheit in eine Ecke retirirte, wo er ſie zum Glück nicht ſuchte. Der Lärm der Mutter war aber wirkſam geworden, und Friedrich hörte von drauſſen die Polizeiwächter, die die Thür, die er zugeſchloſſen, einzuſchlagen droheten.

Da er ſich ohne Rettung verloren ſah, gab er ſich einen Schnitt in den Unterleib, und mit einem andern ſchnitt er ſich den Hals ſo tief ab, daß er nach wenig Minuten zu leben aufhörte.

Trauriges Schickſal eines Menſchen, von dem man behauptet er habe keiner Leidenſchaft gefröhnt, als der Liebe zu dieſem Mädchen, den alſo ein Augenblick ſo unglücklich machte. Der junge Gelehrte erholte ſich, und wurde wieder geheilt.

Der Körper des Selbſtmörders wurde aufs Rad geflochten. Mit welchem Rechte, das wage ich nicht zu beſtimmen. Der Mutter iſt nichts geſchehen. Was konnte ihr auch nach den Geſetzen angethan werden? aber nach der Billigkeit? darnach wird zwar nicht gerichtet.

Wer wagt es, dieſen Unglücklichen einen Laſterhaften zu nennen, wenn er ſchon zwei der größten Laſter begieng? Vorſatz mußte ihm bei dem Morde zur Laſt gelegt werden, das hat ſeine Richtigkeit, aber ſelbſt dieſer Vorſatz war doch wohl Wirkung der Leidenſchaft, die ein ſo unbilliges Verfahren, wie man gegen ihn beobachtet, bis zur Wuth hervorbringen mußte. Auch trug er die Theilnahme des ganzen Publikums davon. Da war Niemand, der geſagt hätte: der abſcheuliche Menſch. Alle ſeufzten: der arme hintergangene Schelm! Allen ſchien das über ihn ausgeſprochene Urtheil hart und ungerecht, und weit gefehlt, daß ſeine Exekution das gewöhnliche Mitleiden hervorbrachte, ſo ſah man vielmehr die Hälfte der Menſchenmenge mit Thränen in den Augen ſeinen Tod und das Schickſal des unglücklichen Körpers beweinen.

Die Lebenden kamen dabei am ſchlimmſten weg.

Wie viele konnten wohl von der Sache ſo genau unterrichtet ſeyn, daß ſie die Beweggründe des jungen Gelehrten und das Betragen ſeiner Schwiegermutter gegen ſeine Familie wußten. Der ganze Haufe hielt ihn alſo für den, der dem armen Burſchen das Mädchen weggekapert, und ihre Eitelkeit und ihren Stolz überliſtet. Er hatte ſeine Ruhe und ſein Glück ſeiner Familie geopfert, wäre beinahe um ſein Leben gekommen, mußte auf die ſchmerzhafteſte Weiſe viele Wochen mit der Heilung zubringen, und wurde noch von aller Welt ſcheel angeſehen, und dadurch natürlich dahin gebracht, daß er ſeinen Geburtsort verließ.

Mädchen und Mutter laſſen ſich nicht ſo ſehr, beſonders die letztere gar nicht entſchuldigen. Auch blieb ſie bei der ganzen Geſchichte kalt und unempfindlich, ein wahrer Klotz unter den Menſchen, der nur mechaniſch lebte, und nur, was dahin gehörte empfand.

Die junge Frau zeigte ſich von einer beſſern Seite, ſie wartete ihren Mann wenigſtens in ſeiner Krankheit auf's Sorgfältigſte, und gab Hoffnung, daß ſie ihm ſein Leben nicht ganz verbittern würde.

Aber er iſt doch trübe und nachdenkend geblieben. Die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes iſt entflohen und es mögen ihm die Auftritte nicht aus den Gedächtniß kommen, die er ſo ganz ohne ſein Verſchulden, erleben mußte.

Antonio und Gianetta.

Nach dem Tode des alten Bruſciati ſtritt die in zwei Linien getheilte Familie Muſſati um ſein großes Vermögen. Ein zwölfjähriger Prozeß erbitterte die Häupter Guido und Genaro ſo gegen einander, daß ſie ſich, ob ſie gleich Blutsfreunde waren, als Todfeinde haßten. Die Weiber folgten dem Beiſpiele ihrer Männer, beſuchten einander nie, und vermieden ſogar alle Zuſammenkunft in Geſellſchaften. Genaro hatte einen Sohn, Guido eine Tochter, aber auch dieſen zwei Unſchuldigen war's nie gegönnt, miteinander zu ſpielen.

Nach langem Kampfe entſchieden endlich die Richter für Genaro, er wurde Beſitzer der Bruſciatiſchen Güter, ſein Haus bald eines der angeſehenſten in Mantua, Guido hingegen äußerſt arm und dürftig. Die Koſten des Prozeſſes hatten ſein kleines Vermögen ganz aufgezehrt, er wußte nicht, wie er in der Zukunft ſeinem Stande gemäß leben, noch weniger, wie er ſein Weib ernähren, ſeine ſechsjährige Tochter erziehen ſollte. Vielleicht hätte ihm Genaro von ſeinem Ueberfluſſe etwas mitgetheilt, wenn er den Stolzen gebeten,

ihm ſein Unglück vorgeſtellt hätte! Aber ehe ich dieſes thue, ſagte Guido oft, eher bettle ich von Haus zu Haus, und gehe nur die Pforte ſeines Palaſtes vorüber. Seine kleine Gianetta verurſachte ihm oft den größten Kummer. Was kann, was wird einſt aus dir werden? Arm und elend wird ſie, wenn ich modere, herumirren, entweder durch niedere Arbeit ihren Stand entehren, oder gar betteln müſſen! So klagte er immer, und auch einſt in Gegenwart der Aebtiſſin eines reichen Kloſters. Ich will mich, ſagte dieſe, Ihrer Tochter annehmen, und wenigſtens für ihre Erziehung ſorgen, fühlt ſie dann Beruf, in unſerm Kloſter zu bleiben, ſo werden wir's uns zur Ehre rechnen, ein Fräulein von ſo gutem Geſchlechte ſtets in unſerer Mitte zu haben. Guido dankte der würdigen Frau mit Freudenthränen, er führte den andern Tag ſeine Gianetta in's Kloſter, und bat die Aebtiſſin dringend, ihr ja bei jeder Gelegenheit begreiflich zu machen, daß die Welt für ſie verloren, und der Schleier ihr größtes Glück ſey. Die Aebtiſſin verſprach es und hielt's treulich. Kummer und Gram nagten an Guido's Herz; nach einem Jahre gieng ſeine trauernde Wittwe hinter ſeiner Leiche. Dieſe lebte nachher ſehr eingezogen, und durfte wenigſtens, unterſtützt von ihren Anverwandten, nicht für den täglichen Unterhalt ſorgen. Oft beſuchte ſie ihre Tochter, und wiederholte ihr allemal die Worte ihres Va-

ters. Ungeachtet aller dieſer Fürſorge äußerte Gianetta doch oft den Wunſch, in der Welt leben zu können. Dieſer Wunſch wuchs mit ihr, und verdoppelte ſich, als ſie das fünfzehnte Jahr ihres Alters erreichte. Nur auf das ernſtliche und dringende Bitten der Mutter meldete ſie ſich bei der Aebtiſſin als Kandidatin, und erhielt noch im nämlichen Jahre die Gewährung ihrer Bitte.

Die Freude der Mutter war eben ſo groß, als Gianetten's Kummer! Sie wünſchte, verlangte, begehrte, war aber zu unſchuldig, um ſich's ſelbſt ſagen zu können, was ſie wünſchen, verlangen und begehren ſollte.

In Italien, und, wenn ich nicht irre, auch in vielen andern Ländern, iſt's Sitte, daß die im Kloſter erzogenen Mädchen, ehe ſie den Schleier nehmen, auf einige Wochen zu ihren Eltern oder Freunden zurückkehren, dort werden ſie als eine geiſtliche Braut bewillkommt, und wenn eine Familie ein ſolches Opfer des Fanatismus ſchlachtet, ſo beſtrebt ſich Alles, ihr die wenigen Wochen, die ſie außer dem Kloſter zu leben hat, recht angenehm zu machen. Man putzt und ſchmückt ſie, man ſtellt ihr zu Ehren Feſte an, führt ſie auf Bälle, in's Theater und in alle Geſellſchaften.

Die Abſicht dieſer Ceremonie iſt rein und gut, das Mädchen ſoll ihren Beruf prüfen, ſoll ſelbſt ſehen, ſelbſt urtheilen, ob ſie entfernt von allen dieſen Vergnügen, von allen dieſen Freuden in der

einſamen Zelle ruhig und zufrieden leben kann. Da aber unter hundert adelichen Mädchen kaum zehn den Schleier aus Neigung wählen, und die andern neunzig wegen Armuth oder andern Familienverhältniſſen in's Kloſter wandern müſſen, ſo iſt's grauſam, barbariſch, daß man dieſen armen, unſers ganzen Mitleids würdigen, Geſchöpfen alle Freuden, welche die Freiheit nur immer gewährt, kennen lehrt, Leidenſchaften mancher Art in ihnen erregt, und ſie dann auf ewig in's Kloſter einſperrt. Dieſer ſchreckliche Gebrauch iſt die Quelle der Verzweiflung, des Selbſtmordes!

Gianetta wurde, dieſem Gebrauche gemäß, in die Wohnung ihrer Mutter geſchickt; da dieſe nicht ein prächtiges Brautkleid zu kaufen vermochte, ſo fanden ſich andächtige Anverwandte, die ſie in weißen Stoff mit Silber kleideten, und ſie durch ſechs Wochen zur Schau herumführten. Das gute Mädchen beſaß eine gefühlvolle, nicht zur Nonne geſchaffene Seele, ſie trank die Freuden, welche man ihr genießen ließ, mit vollen Zügen in ſich, und vermochte ſich kaum zu faſſen, als ſie hörte, daß ſie nun zurückkehren, dies ſchöne Kleid ablegen, und mit einer Kutte vertauſchen ſollte.

Schon neigte ſich der letzte Tag zu Ende, ſchon waren alle Anverwandte, der ganze übrige Adel zum morgenden Feſte nach dem Kloſter geladen, als ſie mit ihrer Mutter herumfuhr und Abſchiedsviſite machte. Beim Marquis Viſconti traf die

Unglückliche ihren Vetter, den jungen Antonio, der nunmehr das menſchliche Alter erreicht, eben ſo ſchön, ſo reizend, wie Gianetta war. Er fühlte oft geheimes Mitleiden mit der armen, unglücklichen Familie, da er aber ſeines Vaters Haß kannte, noch nicht eignes Vermögen beſaß, ſo ſchwieg er, und ſchickte nur dann und wann durch unbekannte Hand der armen Mutter die Hälfte ſeines Taſchengeldes. Sein Herz litt, als er von Fremden hörte, daß ſeine Muhme, die er noch nie geſehen, nie geſprochen, Abſchied von der Welt nähme, und fühlte Drang und Sturm, wenn man ihre beſondere Schönheit rühmte, die herrlichen Eigenſchaften des Mädchens hererzählte. Um ihr die kleinſte Kränkung, jede Verlegenheit zu erſparen, vermied er aus ächter Großmuth alle Häuſer, in denen er ſie zu finden, alle Luſtbarkeiten, bei denen er ſie gegenwärtig glaubte. Sein Vorſatz gelang ihm trefflich, da aber eben der Marquis Viſconti ſeinen Geburtstag feierte, ſo konnte er nicht umhin, an ſeines Vaters Statt, den das Podagra im Bette feſſelte, Viſite zu machen, und dort in Geſellſchaft zu bleiben.

Wie Gianetta herein trat, ſo erkannte ſie Antonio gleich. Die Frau des Hauſes bot ihr als geiſtlichen Braut den erſten Platz auf dem Sopha, führte ihr alle anweſende junge Herren auf, da ſie aber das Verhältniß beider Familien kannte, ſo gieng ſie Antonien mit Fleiß vorbei, und dieſer

genoß die ungeſtörte Freude, ſeine ſchöne Muhme unerkannt bewundern zu können. Ihre reizende Geſtalt, ihr ſchmachtendes Auge, ihre freundliche, zuvorkommende Miene feſſelten ihn, als er aber deutlich inneres Leiden in ihrem Geſichte las, als er ſah, wie Thränen in ihre Augen traten, wie ſie ſich ſolche heimlich wegzuwiſchen, wegzulächeln bemühte, ſo drang Mitleid in ſein Herz, er wünſchte ihr zu helfen, ſie zu retten. Die emſige Geſellſchafterin des Mitleids, die Liebe erwachte mit Rieſenſtärke, und ſtürmte gewaltig in ſeiner Bruſt. Um ſie näher zu beobachten, um ſich ganz an ihrem göttlichen Bilde zu ſättigen, trat er, auf Alles vergeſſend, an ihren Tiſch. Gianetta blickte ihn an, ihr Auge weilte auf ſeinem Geſichte, ſie ſchien Alles, was in ſeiner Seele vorgieng, darin zu leſen und die Theilnahme zu bemerken, die er an ihrem Schickſale nahm. Sie fragte endlich ihre Nachbarin nach dem Namen des ſchönen Jünglings, dieſe ſagte ihr etwas in die Ohren. Gianetta blickte ihn nochmals an, ſchlug erröthend die Augen nieder, und war nun nicht mehr vermögend, ihr Leiden, ihre Unruhe zu verbergen.

Es war ſchon ſpät, Viele verließen die Geſellſchaft, Gianetten's Mutter ſprach in der Ecke des Saals mit einigen alten Damen. Der Stuhl neben Gianetten wurde leer, Antonio wagte es, ſich an ihre Seite zu ſetzen.

Antonio. Wie glücklich bin ich, ſchöne

Muhme, daß ich Heute die unverhoffte Ehre habe, ſie zum Erſtenmale ſehen und kennen zu lernen.

Gianetta. Sie ſind alſo Antonio Muſſati?

Antonio. Ja, das bin ich, und ſchätze mich glücklich, dieſen Namen zu führen, weil er mich zu ihrem Anverwandten macht.

Gianetta ſchwieg, Antonio ebenfalls, denn die nahe Gegenwart des ſchon über Alles geliebten Gegenſtandes raubte ihm alle Faſſung.

Antonio (nach einer langen Pauſe). Sie wollen alſo wirklich den Schleier nehmen?

Gianetta (ſehr traurig). Ja!

Antonio. Und Morgen ſchon?

Gianetta (ihn bedeutend anblickend). Muß ich nicht?

Antonio. Kann denn nichts Ihren Entſchluß ändern, nichts Sie bewegen, der Welt ein Meiſterſtück zu entziehen, das ihre Bewohner nie genug verehren und bewundern können?

Gianetta. Daß Sie ſo ſprechen, mich dies fragen können, wundert mich ſehr! Sie, der Sie die Umſtände meiner Familie doch kennen müſſen! Wo ſoll, wo kann ein armes, verlaſſenes Mädchen einen andern Zufluchtsort finden? — Wäre ein ſo reicher, liebenswürdiger Cavalier, wie Sie, gekommen, und hätte mir ſeine Hand geboten, ich würde den Schleier nicht wählen.

Antonio. Iſt's möglich? Darf ich Ihren

Worten trauen? Ich will, ich werde, ich muß Sie retten!

Gianetta. Armer Spötter! (die Glocken ertönen von dem nahen Kloſterthurme.) Hören Sie, wie das Feſt ſchon beginnt, wie die Nonnen dazu einladen und ſich freuen, daß ſie eine neue Geſellſchafterin erhalten.

Antonio. Das ſollen Sie nicht! (ſeine Hände faltend.) Erlauben Sie mir nur noch eine einzige Frage. Können Sie mich lieben?

Gianetta. Machen Sie mich nicht noch unglücklicher, lieber Vetter!

Antonio (noch dringender). Können Sie mich lieben?

Gianetta (ihre Hand in die ſeinige legend). O ich könnte — — aber, hören ſie nicht? Morgen, Vetter, Morgen!

Antonio. Morgen ſind Sie mein, oder ich lebe nicht mehr! Er küßte mit Inbrunſt ihre Hand. Eine heiße Thräne fiel darauf, und nun entfloh er, gleich einer tröſtenden Erſcheinung, aus Gianetten's ihm nachſtarrenden Auge.

Der gute, liebevolle Jüngling eilte nach Hauſe und trat athemlos in die Zimmer ſeines Vaters. Ich muß mit ihm ſprechen, ſagte er, als man ihm vorſtellte, daß er ſchon ſchlafe. Er ſchlich leiſe zu ſeinem Bette, ergriff ſanft ſeine Hand und küßte ſie. Der Alte erwachte.

Genaro. Was willſt du, mein Sohn?

Antonio. O verzeihen Sie, beſter Vater, wenn ich Ihnen den wenigen Schlaf raube, der nach tagelangem Schmerze Sie erquickt, aber ich muß! Mein Glück! meine Ruhe!

Genaro (unruhig). Was iſt dir? was verlangſt du?

Antonio. Sie haben oft den Wunſch geäuſſert, Sie haben mir ſogar ernſtlich befohlen, daß ich mir eine Braut ſuchen, unter dem Adel des Landes eine Gemahlin wählen ſoll!

Genaro. Das habe ich! und wenn du meinen Wunſch nicht bald erfüllſt, meinem Befehle nicht eilig Folge leiſteſt, ſo wird dein armer Vater auf ſeinem Todtenbette, in ſeiner Sterbeſtunde noch klagen müſſen, daß er einen Sohn zeugte, der ihn nicht liebt, nicht ſeine grenzenloſe Liebe mit Gehorſam belohnen will!

Antonio. Nun wohl, mein Vater, ich bin da, um zu gehorchen, um Sie von meiner Liebe zu überzeugen. Ich habe ſie gefunden, die mein Herz ſo lange vergebens ſuchte, ich habe meine Muhme, die ſchöne Gianetta geſehen! Ihre Schönheit — o was ſag' ich? — ihre ſchöne Seele, und, wenn Sie wollen, ihr nahes Unglück haben mich hingeriſſen. Ich liebe ſie, ich will ſie heirathen.

Genaro. Sohn, du ſchwärmſt! Iſt ſie nicht, wie ich neulich hörte, eine Nonne geworden?

Antonio. Ja, Morgen ſoll ſie wider Willen

geopfert werden! Deswegen komm' ich ſo ſpät, ſo dringend, ſo eilend! O theuerſter, nachſichtsvoller, guter Vater, wenn Ihre Seele Mitleiden kennt, ſo erbarmen Sie ſich der Aermſten, retten Sie die Unſchuldige! wenn Sie Ihren Sohn lieben, nicht wollen, daß Verzweiflung ihn tödten, bitterer Gram ſein Leben verzehren ſoll, ſo erlauben Sie, daß ich Sie rette, mich auf ewig mit ihr verbinde!

Genaro (erzürnt). Sohn, du raſeſt! überlege, ſammle deine Vernunft, die dir eine ſchöne Larve entriſſen zu haben ſcheint. Weißt du nicht, daß ſie Guido's Tochter iſt?

Antonio. Ich weiß es — —

Genaro. Erinnerſt du dich nicht, daß er es war, der zwölf Jahre mit mir um meine rechtmäßige Erbſchaft ſtritt, mich verfolgte, quälte, dir dein künftiges Erbe rauben, dich zum Bettler machen wollte!

Antonio. Was kann die Aermſte dafür, daß ihr Vater eben ſo zärtlich für ſie, wie mein Vater für mich dachte? O Sie ſollten ſie nur ſehen, ſehen ihr naſſes Auge, ihre duldende Miene! hören ihre Engelsſtimme! Erlauben Sie, daß ich ſie zu Ihren Füßen führe, ihre Geſtalt, ihre Thränen werden auf Ihr Herz mehr wirken, als das dringende Bitten Ihres Sohnes, den Sie nicht mehr lieben.

Genaro (äußerſt erzürnt). Deine Bitte iſt unſinnig! toll! Ich werde ſie nie gewähren!

Antonio. Nie, mein Vater?

Genaro. Nie!

Antonio. So kniee ich hier vor des Allmächtigen Angeſichte, und ſchwöre zu ihm den mächtigſten Eid, den je eine menſchliche Zunge ausſprechen konnte, daß ich auch außer ihr nie eine Andere wählen, nie eine Gattin nehmen will! Mein Stamm ſoll mit mir verlöſchen, und Fremde ſich einſt in mein Vermögen theilen!

Genaro erſchrack über dieſen feierlichen Schwur, und da er die beſondere Entſchloſſenheit ſeines Sohnes kannte, ſeine heftige Liebe ſah, ſo gab er nach langem Kampfe nach.

Antonio (entzückt aufſpringend). Sie willigen alſo ein?

Genaro. Muß ich nicht? Doch warum ſoll ich dir's länger verhehlen, dein ſehnliches Bitten hat mein Herz erweicht! Ich werde wahrſcheinlich nicht mehr lange leben! Warum ſoll ich mir den Troſt rauben, daß du mein Grab ehren, mit Thränen benetzen wirſt! — In unſern letzten Tagen wird's heller! Vielleicht handelte ich zu hart an meinem Blutsfreunde! vielleicht ſollſt du mich hier verſöhnen, damit ich dort nicht büße! Du willſt fort, ſcheinſt zu eilen! geh! Wenn du's möglich machen, die Arme noch retten kannſt, ſo haſt du meine vollkommene Einwilligung.

Antonio ſtammelte noch einige Worte des Danks, und flog nun hin an die Pforte des biſchöfflichen Palaſtes. Lange ſtürmte er an der Glocke, bis endlich der Pförtner kam, und ihm die Unmöglichkeit, den Biſchoff bei ſo ſpäter Nacht zu ſprechen, vergebens vorſtellte. Er ſchützte die Wichtigkeit ſeines Geſchäfts vor, und half den Kammerdiener ſelbſt wecken, der ihn bei dem Biſchoff melden mußte. Der alte, ehrwürdige Greis ließ ihn ſogleich vor ſein Bett kommen.

Biſchoff. Sohn meines Buſenfreundes! was bringſt du mir ſo ſpät?

Antonio erzählte ihm ſeine Liebe, ſeines Vaters Einwilligung, und bat um ſchleunige Hilfe.

Biſchoff. Glücklicher Jüngling, der das in einer Stunde vollendet, was ich ſchon Jahrelang durch alle Bemühungen nicht vermochte! der Herr hat mein Gebet erhört, und zwei Familien vereint, die unverſöhnlicher Haß zu trennen ſchien! O lebte doch der alte Guido noch! Gianetta ſoll, muß die Ihrige ſeyn! Ich will ſogleich den Befehl an die Aebtiſſin ausſtellen! (er zog an der Glocke, forderte Feder und Dinte)

Antonio. Die Aebtiſſin kann mir Gianetten nicht verweigern, aber, Euer Eminenz, ich verlange Diſpenſation, ſie ſogleich ehelichen zu können, denn ich fürchte, daß Neider meines Glücks meinen Vater eines Andern bereden.

Biſchoff. Auch dies, mein Sohn! (er ſchreibt)

Hier! Jeder Prieſter meines Sprengels wird Sie ſogleich ohne den geringſten Anſtand mit Ihrer Braut auf ewig verbinden (er gab ihm ein Papier).

Antonio nahm es und eilte fort.

Biſchoff (ihn zurückrufend). Ihr Vater willigt doch wirklich ein? Ich werde ſogleich fragen laſſen.

Antonio. Nach Ew. Eminenz Belieben! Noch wacht er; und wenn Sie Zweifel in meine Worte ſetzen, ſo will ich, bis der Bote zurückkommt, hier verweilen!

Biſchoff. Ueberflüſſig wäre dieſe Vorſicht wohl nicht. Die Freude über eine ſo glückliche Ausſöhnung hätte mich bald unvorſichtig gemacht. Dem jungen Herrn iſt in dieſem Alter und in dieſem Falle nicht immer zu trauen! (Er ſandte ſogleich ſeinen Kammerdiener zu dem alten Genaro, nach einer kleinen Weile kam dieſer mit des Alten ſchriftlicher Einwilligung zurück.) Gehen Sie in Gottes Namen, ich habe meinem Amte Genüge geleiſtet, und werde nun ruhig ſchlafen.

Antonio dankte und ſtand nach einigen Minuten vor Gianetten's Wohnung. Er traf ihre Mutter noch wachend an. Sie ordnete eben ihrer Tochter Putz auf Morgen. Gianetta war ſchon im Schlafzimmer, und betete zu Gott um Kraft und Stärke, denn ſie hielt Antonio's Reden für bloße Komplimente, und beweinte die Minute, in der ſie den ſchönen Jüngling ſah, deſſen Bild ſchon ganz in ihrem Herzen herrſchte.

Die gute Alte erſtaunte, als ſie ihren Neffen erblickte. Ihr Erſtaunen wurde aber weit ſtärker, als ſie ſeinen Antrag hörte. Wenn es Spott iſt, ſagte ſie, ſo verdien' ich ihn nicht, und mein armes Kind noch weniger. Wollten Sie ihr die ohnehin bittere Lage ihres Standes noch erſchweren, ihr das einzige menſchliche Glück, die Ruhe, rauben? Antonio hatte alle Beredſamkeit nöthig, ihr die wahren Geſinnungen ſeines Herzens begreiflich zu machen. Wie ſie aber endlich des Biſchoffs Befehl ſah, und nun nicht mehr zweifeln konnte, ſo war ihre Freude ausſchweifend. Sie führte den Antonio in der Fülle derſelben ſogleich vor ihrer Tochter Bette. Gianetta fuhr erſchreckt in die Höhe. Antonio kniete zu ihr hin, überſtrömte ihre Hand mit Küſſen. Die Mutter erzählte und Gianetta ſank an ihres Bräutigams Hals! Sie nannte ihn ihren Heiland, ihren Erretter, und ſchwur ihm in dieſer feierlichen Stunde ewige Liebe, ewige Treue!

Als man wieder zu ſprechen vermochte, ſo begann folgendes Geſpräch:

Die Mutter (noch immer gleich vergnügt und freudevoll). Aber, Kinder, was wird dies werden? Die Nonnen haben ſchon Alles zum Feſte, zum Schmauſe zubereitet! der ganze Adel iſt ſchon geladen!

Antonio. Er ſoll nicht umſonſt geladen ſeyn! Wir wollen Morgen unſere Vermählung dort feiern!

Die Mutter. O gut, o herrlich! Und wie

wär'ſ, wenn wir — — aber das wird wohl nicht gehen!

Antonio. Es geht! beſte Mama, es geht! Ich errathe ihren Gedanken! er verdient ausgeführt zu werden!

Die Mutter. Sollten Sie wirklich! —

Antonio. Ja! hören Sie nur, wir entdecken Niemanden etwas von dem, was geſchehen iſt und geſchehen wird. Sie fahren Morgen früh mit meiner Braut nach dem Kloſter, begeben ſich in die Kirche, wo ich ſie ſchon nahe am Altare erwarten werde, und wenn die Ceremonie ihren Anfang nimmt, wenn der Prieſter die fürchterliche Frage thut: Was verlangſt du? ſo trete ich hervor und antworte an ihrer Statt. Ich reiche ihm die Ordre des Biſchoffs, und laſſe mich ſogleich mit ihr verbinden! O Gianetta, das ſoll ein Feſt der Wonne und der Freude ſeyn!

Die Mutter. Ich freue mich wie ein Kind auf dieſe herrliche Scene, wie's gewiß noch keine in einem Kloſter gab! Ich habe alle Ehrfurcht vor der heiligen Stätte, aber ſo eine Handlung entweiht ſie gewiß nicht! Das wird ein Erſtaunen, Verwundern und Gaffen ſeyn! O wär's nur ſchon Tag! nur ſchon neun Uhr!

Gianetta wollte Anfangs in dieſen Plan nicht willigen, als aber die Mutter ſie darum bat, Antonio ſeine Bitte mit der ihrigen vereinigte, ſo gab ſie nach, und fand endlich Stolz in dem Gedanken,

ihrem Geliebten vor dem ganzen Volke die Hand zu reichen.

Bis ſechs Uhr verweilte Antonio bei Gianetten, man brachte den Plan in's Reine, machte Einwürfe, widerlegte ſie, und überließ ſich ganz der Freude. Endlich eilte Antonio fort, um ſich anzukleiden, und ſeiner Braut Raum zu geben, ein Gleiches thun zu können.

Um neun Uhr gaben die Nonnen mit allen Glocken das Zeichen zum Anfange des Feſtes. Gianetta fuhr mit ihrer Mutter nach dem Kloſter. Man empfieng ſie in der Halle der Kirche, ſetzte ihr einen Kranz auf, und führte ſie unter Trompeten- und Pauckenſchall, nach einem Betſchemel, nahe am Hochaltar. Das gute Mädchen zitterte, und ſuchte ihren Antonio, der nahe am Altare ſtand. Ihr Auge ſprach mit ihm, und ihr Muth erneuerte ſich. Der ganze Adel nahm nun an beiden Seiten Platz, die Nonnen traten in's Chor, das in der Höhe rings um den Hochaltar gebauet, und, wie gewöhnlich, mit Gittern verſehen war. Die Wachen vermochten kaum, den Pöbel in der Ferne zu halten. Ein Benediktinerabt beſtieg die Stufen des Altars. Er winkte Gianetten, ſie wankte näher. Was verlangſt du? fragte ſie nun der Abt. Meine Gemahlin zu werden! antwortete Antonio, und überreichte ihm den biſchöfflichen Befehl! Er las ihn voll Erſtaunen, zeigte ihn ſeinen Aſſiſtenten, und las ihn wieder. Endlich begann er die

Trauung. Einige Freunde des Antonio, die dieſer ſchon vorher unterrichtet hatte, traten als Zeugen hinzu.

Das Erſtaunen aller Anweſenden war groß! Keiner glaubte ſeinen Augen trauen zu dürfen, und Jeder ſah unbeweglich und ſtarr nach dem Altare hin! Die Nonnen riſſen das Gitter auf, warfen, ihres Gelübdes vergeſſend, die Schleier zurück! der Pöbel ſtrömte herbei, und gaffte ſtaunend! tiefe Stille herrſchte in der ganzen Kirche!

Nach der Trauung führte Antonio ſeine Gemahlin nach dem Sprachzimmer. Ihre Mutter, die alte Muſſati, lud den Adel ein, ihnen zu folgen. Antonio erzählte ſogleich der erzürnten Aebtiſſin die ganze Geſchichte, verſprach nebenbei, die Koſten des Feſtes zu tragen, und für ſeiner Gianetta Erziehung ein Kapital zu zahlen, wovon zehn Nonnen geſtiftet werden konnten. Der letzte Grund ſchien die Aebtiſſin ganz zu beruhigen, ſie ſprach ſehr freundlich mit Gianetten. Die Uebrigen lachten und ſcherzten über die ſchöne Geſchichte, und ließen ſich die Erfriſchungen, die in Menge aufgetragen wurden, ſchmecken. Gianetta klagte über Durſt, die Aebtiſſin brachte ihr ſelbſt ein Glas Mandelmilch, das ſie auf einen Zug leerte. Sie folgte dann ihrem Antonio, der ſie ſeinem alten Vater vorſtellen, und ſeinen Segen für ſie erbitten wollte.

Schon im Wagen fühlte Gianetta Anfälle einer

Ohnmacht, ſie ſchrieb's dem ausgeſtandenen Schrecken zu, und lehnte ſich ſchmachtend an ihres beſorgten Antonio's Bruſt. Wie Beide in des Alten Zimmer traten, knieend ſeinen Segen empfiengen, ſo vermochte Gianetta nicht aufzuſtehen. Sie klagte über eine heftige Kolik, und bald darauf folgten ſchreckliche Krämpfe. Man eilte nach Aerzten, man rief ihre Mutter. Die Aerzte zuckten die Achſel, die Mutter rang troſtlos die Hände. Ich trank im Kloſter ein Glas Mandelmilch, ſagte Gianetta, und verſchied bald darauf in den Armen ihres Mannes. Sechs ſtarke Bedienten konnten ihn nicht von der Leiche wegreißen. Er wüthete, er ſchäumte! Bald hernach fielen ihm Gianetten's letzte Worte ein, und alle Bewohner des Hauſes waren kaum vermögend, ihn abzuhalten, daß er nicht hinritt und die Nonnen mordete. Mit jedem Augenblicke wurde ſein Zuſtand ſchrecklicher, der gebeugte Vater mußte ihn in ſein Bett bringen und binden laſſen. So lag er, und rief unaufhörlich ſeine Gianetta!

Ihr Körper wurde geöffnet, man fand wahrſcheinliche, aber nicht ſichere Kennzeichen des Giftes. Die Aerzte wagten es alſo nicht, auf Vergiftung zu entſcheiden. Sie hat in des Blutes größter Wallung, ſagten ſie, ein kühlendes Getränk genommen, darauf folgt auch oft ſchneller Tod. Der halb verzweifelnde Vater, die troſtloſe Mutter mußten ſich mit dieſen Gründen beruhigen, und

und hatten nicht einmal den Troſt, Rache über die Urheber ihres Unglücks fordern zu können.

Am Abende des andern Tages wurde Gianetta mit aller möglichen Pracht beerdigt. Die Glocken der ganzen Stadt ertönten dumpf und traurig, das ganze Volk verſammelte ſich, und Alle beweinten das unglückliche Mädchen. Der Leichenwagen fuhr langſam aus dem Trauerhauſe, der Poſaunenſchall erfüllte die Luft. Antonio, der bisher, ſeiner Sinne beraubt, noch immer angebunden im Bette lag, horchte hoch auf. Mit aller Macht, die dem Menſchen gegeben iſt, ſprengte er ſeine Bande, daß ihre zerriſſenen Stücke an die Wand flogen. Mit gleicher Rieſenſtärke ſchleuderte er ſeine Wächter auf die Seite und eilte an's Fenſter. Hier ſah er, wie der Leichenwagen die Gaſſe hinfuhr und das Volk hintendrein betete. Der Anblick mußte ihm ſchrecklich, unnennbar ſeyn. Nimm mich mit dir! ſchrie er, und ſtürzte ſich wüthend vom Fenſter hinab. Sein Gehirn beſpritzte Gianetten's Leichentuch! — Sein Körper wurde an Gianetten's Seite gelegt. Der tiefgebeugte Vater baute ein prächtiges Mauſoläum auf ihre Gruft, und geſellte ſich bald zu ihnen. Gianetten's Mutter lebte noch länger, ſie ward durch Muſſati's Teſtament die Erbin ſeines großen Vermögens. Aber ſie war unfähig, es zu genießen, ihrer Kinder Tod verbitterte es ihr, und eine unheilbare Abzehrung nagte an ihrem Körper. Auch ſie folgte bald ihren Lieben.

———

Kaſpar, der Holzhacker.

In einer kleinen Stadt in Thüringen lebte ein armer Mann, der ſich vom Holzhacken ernährte, und gerade ſo viel damit verdiente, als er zu ſeinem Unterhalte nöthig hatte, und ſo viel noch davon erübrigte, daß er ſich eine kleine Wirthſchaft einrichten konnte.

Sein Nachbar, ein wohlhabender Taglöhner, deſſen Eltern im Kriege ein ziemliches Vermögen ſich erworben, hatte unter vielen Kindern ein Mädchen, Roſine genannt, die ſchön wie ein Engel war. Der Taglöhner, der erſt nach der Eltern Tod ſeines Vermögens Herr wurde, ließ ſich das alles nicht ſtöhren, ſondern lebte ſein gewöhnliches Leben fort, gab ſeinen Kindern keine beſſere Erziehung als vor dem, und behauptete, nicht ganz ohne Grund, daß, wenn ſein Vermögen in eilf Theile, ſo viel hatte er Kinder, käme, keines derſelben die Lebensart, die er durch beſſere Erziehung ihnen angewöhnen müſſe, würde fortführen können.

Unter allen dieſen eilf Kindern war aber Roſine doch ſein Liebling. Er putzte ſie immer etwas mehr heraus als ihre Schweſtern, und zuweilen

ſtieg der Wunſch in ihm auf: du wollteſt, daß du nur das eine Mädchen hätteſt, ſo könnteſt du mit deinem Gelde gewiß eine recht vornehme Parthie für ſie finden, und ihr Glück machen. Roſine verdiente auch wohl, daß ihr Vater ihr gut war, denn ſie hatte außerdem, daß ſie ſchön war, ein vortreffliches Herz. Auch hatte ihr Vater ſich vorgenommen, ſie nicht zu verſchleudern, und legte zu dem Ende alle Jahre etwas zurück, was für Roſinen allein gehörte.

Unſer arme Holzhacker, der trotz ſeiner Armuth ein hübſcher Junge war, war bei Roſinens Vater gar nicht übel angeſchrieben. Die Abende brachte er fleißig bei ihm zu, und wußte ihm manche luſtige Geſchichte zu erzählen, welche die Kinder, die um einen Tiſch ſaßen, und Federn ſchleißten, oder eine andere häusliche Arbeit verrichteten, nur gar zu gerne hörten. Kaſpar's, ſo hieß der Holzhacker, Gefälligkeit gieng ſo weit, daß er eine Geſchichte oft dreimal wiederholte, und dies und ſeine herablaſſende Bemühung jedem Wunſche zuvorzukommen, machten beſonders Roſinens Aufmerkſamkeit auf ihn rege. Wenn er zu trinken begehrte, war ſie die erſte, die es ihm brachte, wenn er weggieng, leuchtete ſie ihm bis an die Thüre, und drückte ihm dann die Hand ſo treuherzig, daß ihm ihre gewünſchte gute Nacht gar nicht aus dem Sinne kam. Großer Gott, dachte er, indem er ſich niederlegte, wie glücklich wird der ſeyn, deſ-

ſen Weib Roſine wird. Die Tage müſſen ihm Stunden werden, und ſein Leben muß ein Paradies ſeyn. — Wenn ſie doch dein wäre, wagte ſeine Phantaſie hinzuzuſetzen, aber ein plötzlicher Schauder durchbebte ihn auf einmal. — Was iſt das, ſprach er zu ſich ſelbſt. Warum erſchrickſt du bei dieſem Vorſatz? Kann nicht Roſine dein ſeyn? Es iſt wahr, ihr Vater iſt reicher als du, aber er iſt ein ehrlicher Kerl, er wird ſie einem Armen nicht verſagen, der ſie glücklich machen kann.

Allein er mochte ſich dies vormalen, wie er wollte, ſo blieb immer ein ſchauerlicher Widerſpruch dagegen in ſeiner Seele, und dieſer diſponirte ihn dahin, daß er den andern Tag kälter als gewöhnlich war. Wie Roſine ihn begleitete, frug ſie ihn: was ihm fehlte, und er erzählte ihr Alles.

Ganz ohne Falſch ſagte ſie ihm, es könne wohl der böſe Geiſt geweſen ſeyn, der ihm dergleichen eingegeben. Wenn ſie auf die Gefahr nur mit ihm verbunden wäre, ſo wollte ſie ihm ſchon glückliche Tage machen. Sie geſtehe es ihm, daß ſie keinen Menſchen beſſer leiden könnte, als ihn, und ſie wollte ſich nie einen beſſern Mann wünſchen.

Kaſpar ſchlich nach Hauſe; das war ja wohl ſo gut als ein Jawort, ſagte er. Hm! was ſoll ich nun machen. Alle Vorſpieglungen des geſtrigen Schauders wichen vor der ſchönen Verſicherung Roſinens, ihn glücklich zu machen.

Er träumte ſchönere Träume als die vorige Nacht, und ſtand mit der Gewißheit auf, daß er dieſe Träume in Wahrheit zu verwandeln ſich bemühen wollte.

Von ungefähr traf er in eben dem Hauſe, in dem er Holz hacken mußte, den Taglöhner an. Er wollte die ſchöne Gelegenheit nicht vorbeilaſſen, ihm ſeine Wünſche zu erkennen zu geben.

Hört mal, Nachbar, ſagte er, ihr habt viel Mädchen. Ihr habt zwar auch Vermögen, und es wird ihnen alſo nicht an Männern fehlen, aber ob ſie eben um des Geldes willen, alle gute Männer kriegen, das iſt doch immer eine große Frage. Mich kennt ihr, ich bin nicht eigennützig, verlange auch nichts von euerm Gelde. Aber eins von euern Mädchen möchte ich zum Weibe haben. Ich bin artig eingerichtet, und habe mein tägliches Auskommen.

Bernd, der Taglöhner hatte ihm aufmerkſam zugehört, ſetzte ſich jetzt auf den Klotz, auf den jener hacken wollte, und ſagte: Sprecht weiter, Nachbar.

Das war Kaſpar'n eine Vorbedeutung, und er fuhr fort: Unter euern Töchtern iſt eine, der ich gut bin, und die mich auch wieder leiden kann.

Bernd wurde jetzt unruhig, und fragte ängſtlich: Welche?

Roſine, antwortete Kaſpar. — Bernd ſtand unruhig auf: ich habe euch lieb, Nachbar, ſprach

er, aber Roſinen kann ich euch nicht geben. Neunt eine andere.

Das geht nicht, ſagte Kaſpar. Da wäre ich wohl recht eigennützig, denn da nähme ich eure Tochter des Geldes wegen. Die andern lieb ich nicht. —

So kann ich euer Schwiegervater nicht ſeyn, erwiederte Bernd, ſtund auf, und gieng.

Kaſpar hackte ſein Holz, und manche Thräne fiel dazwiſchen. Roſine ſoll alſo nicht dein ſeyn, ſeufzte er immer fort. Der Abend kam. Kaſpar konnte nicht zum Nachbar gehen. So wie er den Gedanken dachte, ſtanden ihm Thränen in den Augen. Weinend gieng er zu Bette.

Bei Bernd ſah es nicht viel beſſer aus. Er war verdrießlich nach Hauſe gekommen, ſeine Kinder, beſonders Roſine, hatten ſeine Launen empfunden. Sie tröſteten ſich, Kaſpar würde kommen, und den Vater aufheitern. Kaſpar kam den zweiten, dritten und vierten Tag nicht, und Bernds Laune wurden nicht beſſer. Der Sonntag kam. Roſine gieng zum Tanz, wo ſie wußte, daß Kaſpar hinkam. Er war auch da; wie er ſie, und ſie ihn erblickte, ſtanden Thränen in beider Augen. Sie giengen in einen abgelegenen Theil des Gartens. Sie erzählten ſich ihre Leiden.

Ich gehe fort von hier, ſagte Kaſpar. Ich verkaufe Alles, und werde Soldat. Thu das nicht,

antwortete Roſine. Ich will erſt mit meinem Vater ſprechen.

Sie that's am andern Morgen. — Bernd wurde wüthend. Ich habe ſo viel Liebe zu dir, ſprach er. Ich will dich ſelbſt gern ſo glücklich wiſſen, und du willſt dich an einen Bettelkerl hängen.

Aber er hat mich lieb, ſagte ſie, ich kann ohne ihn nicht leben.

Nun, ſo häng' dich an ihn, aber von mir haſt du nichts mehr zu erwarten. Ich gebe dir Pflichttheil, und du haſt weiter keine Anſprüche.

Er ließ Kaſpar rufen. Das Mädchen will euch durchaus, ſagte er — ihr ſollt ſie haben. Er richtete ihr die Hochzeit aus, gab ihr etwas Weniges, und wie die Hochzeit vorbei war, verbot er beiden Eheleuten ſein Haus.

Dieſe ſchickten unzähligemal an ihn. Nichts war auszurichten. Er wurde von dem Tage an, da Roſine von ihm war, ſo verſchieden von vorher, daß ihn niemand mehr kannte. Er fieng an zu trinken und zu ſpielen, und ſein Vermögen ſchmolz zuſammen.

Dergleichen Folgen konnten bei den jungen Eheleuten keine ruhige Tage zuwege bringen. Die Vorwürfe ihrer Geſchwiſter und der ganzen Stadt verfolgten ſie. Du biſt Schuld an unſrer Armuth, ſagten die Einen. Ihr ſeyd Schuld an des Va-

ters liederlichen Leben, die Andern. Sie waren unſchuldig, tröſteten ſich zwar damit, hatten aber doch für eine vergnügte Stunde der unangenehmen hundert. Hiezu kamen Nahrungsſorgen. Zwei Kinder vermehrten Wirthſchaft und Ausgaben. Roſinens Traurigkeit brachte ihr Krankheiten zuwege. Dieſe fraßen ein Stück nach dem andern, Kaſpars Arbeit wurde dadurch gehindert. Er war Bettler, ehe er ſich umſah.

Roſine wurde endlich ſo krank, daß ſie dem Tode nahe war. Sie wollte ihren Vater ſprechen. Er kam nicht, weil er nicht glaubte, daß ſie ſo krank wäre, und im Grunde, weil er einſah, er hätte Unrecht gehabt, und ſich ſeiner Lebensart ſchämte. Sie ſtarb ohne dieſen Troſt.

Wie er aber hörte, daß ſie todt war, wachte ſeine ganze Liebe zu ihr wieder auf. Er eilte zur Leiche, und weinte über ſeiner erblaßten Tochter. Das konnte ſie aber nicht ins Leben zurückrufen, und nach wenig Tagen ſtarb er vor Gram. Seine Kinder fanden mehr Schulden als Vermögen, und fluchten nun über den armen unſchuldigen Kaſpar.

Dieſer hatte ſeine Roſine zu beweinen noch nicht aufgehört, ſaß alle Stunden, die er von ſeiner Arbeit erübrigen konnte, zwiſchen ihren beiden Kindern, und liebkoſete eines um das andere, entzog ſich jeden Biſſen, um nur ihnen zu geben, und hoffte, der Himmel würde ihn doch wohl

endlich wieder ſo weit bringen, daß er ſie zu Roſinens Ehre groß ziehen könnte.

Allein es war anders beſchloſſen. Ein Vierteljahr nach ihrem Tode, welches er kümmerlich durchlebte, war er ſo unglücklich, ſich durch einen Fehlhieb an der linken Hand den Daumen wegzuhauen, und die andern Finger zu lähmen. Sein Schrecken war unbeſchreiblich. Er nahm ein Tuch, umwickelte die blutende Hand, und gieng zu Hauſe. Biſt du denn zum Unglück geboren? fragte er ſich unterwegs ſelbſt. Was ſoll nun dein Schickſal ſeyn? Deiner wird ſich kein Menſch erbarmen, denn du biſt Jedermann verhaßt. Die traurige Lage, in der du ſo unſchuldig ſo viel Menſchen verſetzt, hat dich in ſchwarze Finſterniß gehüllt, daß man dich für einen Böſewicht hält. Gott! du wirſt verhungern, oder verzweifeln. —

So trat er in die Stube. Beide Kinder lagen in der Wiege, und ſchliefen ſanft. Der Anblick regte ſeinen Mismuth bis zum Wahnſinn. Sie ſchlafen ſo ſanft — aber ſie werden erwachen, und dann werden ſie um Brod ſchreien, und du haſt keins für ſie — du mußt welches ſchaffen, ſprach er wieder. Kannſt du Unmenſch genug ſeyn, die Würmer wimmern zu hören. — Er ſah ſich um, ob nichts zu verkaufen da wäre. Da war auch nichts ſein, als die ſchlechten Kiſſen, worauf die Kinder ſchliefen. Er ſelbſt hatte

ſchon lange auf Stroh gelegen; — und die ſollte ich auch nehmen? — Nein, den Schlaf will ich euch nicht entziehen, der iſt ja euer beſter Theil — ich müßte euch denn vergehen laſſen — verhungern — oder erfrieren. —

Was bleibt übrig — betteln, und ſtehlen — Betteln! — kein Menſch giebt mir etwas. Man weicht mir ja auf den Straſſen aus, — Stehlen! — nein, am Galgen kann ich nicht ſterben. —

Ha, rief er auf einmal aus. Biſt du es Roſine, du winkſt mir. Ich verſtehe dich; du willſt die Kinder haben. Gute, liebe Geſchöpfe ſind's — aber du haſt recht, ſie taugen nichts für dieſe Welt. Ihr wißt nicht, lieben Kinder, was das Leben iſt, und welch Elend euch hier erwartet, wißt ihr auch nicht. Beſſer, ihr erfahrt es nicht. So geht ihr zu dem Vater, der euch beſſer verſorgen kann, als ich, geht zu einer Mutter, die ſchon bei ihm iſt. Ich habe ſie ja wahrhaftig oben geſehen. — Noch einmal — Gleich, gleich Roſine.

Dieſer Schwung ſeiner Einbildungskraft wirkte unaufhaltſam mächtig. Er wetzte ein Meſſer. So, Kinderchen, ſprach er, damit es euch nicht ſchmerzt! und ſchnitt Beiden den Hals ab.

Ihr ſeyd ja recht ſanft entſchlafen, ſagte er noch — und indem trat einer von Roſinens Brüdern herein. Er hatte von Kaſpars Unglück ge-

hört, und kam, ihm zu ſagen, daß es gerechte Strafe vom Himmel wäre, weil er an ihrer Aller Elend Schuld ſey. Wie er aber den Anblick ſah, wandte ſich doch ſein Herz um, und er rief aus: Ach Kaſpar, was haſt du gethan? Roſinens ſchöne Kinder! — Sind Engel, lieber Bruder, vergieb mir, vergebt mir Alle. Geh hin, und gieb meine That an. Sie kann doch nicht verborgen bleiben. —

So ſollen wir noch die Schande haben, dich auf dem Rabenſtein zu ſehen, rief der Bruder, und eilte von dem ſchauervollen Auftritt weg.

Nein, das ſollt ihr nicht, dachte Kaſpar, als er weg war. Er ſetzte ſich und ſchrieb folgendes:

„Gott hatte mich auf dieſer Welt verlaſſen. Für mich war keine Freude mehr ſchon lange. Roſine rief meinen Kindern und mir. Ich will lieber in Gottes Hände fallen, als in der Menſchen. Begrabt meine Kinder ehrlich. Mit mir macht, was ihr wollt.

Kaſpar.“

Er erwartete den Zeitpunkt, bis ſein Schwager mit den Gerichtsdienern erſchien, weil er auf keine Art und Weiſe dieſem etwa Verdacht zuziehen wollte. Wie ſie aber in die Thüre traten,

ieß er ſich das Meſſer in's Herz, und rief aus: ‌ott ſey mir Sünder gnädig!

Er wurde ehrlich begraben, denn Roſinens rſcheinung wurde ihm als völliger Wahnſinn ısgelegt.

Lieutenant K***.

Als der redliche K*** ſich ſeinem Ende näherte, rief er ſein Weib und ſeine Tochter vor ſein Bett. Ich habe, ſagte er, ſchon vor langen Jahren ein Teſtament gemacht. Du, treue Gefährtin meiner Tage, biſt Erbe meines Vermögens, deſſen Verwalter ich bisher war. Ich hatte nichts, als ich dich heirathete, und ob ich ſchon dein Heirathsgut doppelt vermehrte, ſo kann doch mein abweſender Sohn, meine gegenwärtige Tochter nichts von den Zinſen fordern, die ein Kapital trug. Da ich auf dieſe Art arme Waiſen zurücklaſſe, ſo empfehle ich ſie ganz deiner Obſorge. Sey — was du allzeit warſt — ihre Mutter' Mein Wilhelm hat bisher von mir eine monatliche Zulage zu ſeiner Gage erhalten, verſage ſie ihm auch ferner nicht. Er iſt ein guter Junge und wird dir deine alten Tage verſüßen. Noch habe ich auch arme Freunde, ſie würden, ohne meine Unterſtützung, ihr Brod vor den Thüren ſuchen müſſen. In meinem Schreibpulte findeſt du ein Verzeichniß desjenigen, was ich ihnen wöchentlich gab. Gieb es ihnen ebenfalls, breche ihnen nichts ab, ſie werden für dich

und deine Kinder beten. Die Alte verſprach weinend, des Greiſes letzten Willen zu halten und zu erfüllen.

An dir, liebes Lottchen, fuhr er fort, habe ich ſchon oft einen übernatürlichen Hang zum Geize beobachtet. Ich habe dich deswegen oft, aber wie ich noch in meinen letzten Tagen bemerkt habe, vergebens ermahnt. Kann das Bitten des ſterbenden alten Vaters Eindruck auf dein Herz machen, ſo hüte dich vor dieſem ſchändlichen Laſter. Sparſamkeit iſt die Zierde des Weibes, aber Geiz verunſtaltet ihre Schönheit. Du haſt, ehe ich krank wurde, ein armes Bettelweib die Treppe hinabgeworfen. In der Stunde meines Todes ſollte ich dir keine Vorwürfe machen, aber um dein Herz zu rühren, muß ich dir's doch ſagen, dieſe Unbarmherzigkeit war die Urſache meiner Krankheit. Ich härmte mich, ein Kind gezeugt zu haben, das den Namen Menſch entehrt. Gieb mir deine Hand, gelobe mir hier an meinem Sterbebette, dies nie mehr zu thun, und wenn deine Leidenſchaft dich irre führt, ſo denke an deinen Vater, der darum ſo ruhig und vergnügt ſein Ende erwartet, weil er ſich ſo etwas nicht vorzuwerfen hat.

Lottchen gelobte mit vielen Worten, und der Alte entſchlief ſanft. Die ganze Stadt bedauerte ihn, denn er hatte den meiſten Reichen manche Gefälligkeit erzeigt, vielen Armen geholfen, Keinem

eine Gabe verſagt. Seiner Leiche folgten Alle, und ſein Grab wurde mit vielen Thränen benetzt.

Seine hinterlaſſene Wittwe zählte ſchon ſechsundſechzig Jahre. Ein ſchon von lange her beſchädigter Fuß verhinderte ſie, das Hausweſen zu beſorgen. Nach ihres Mannes Tode vertraute ſie es ganz ihrer Tochter, und hütete oft ganze Wochen das Bett, weil ihres Mannes Verluſt ſie kränkte, der Harm an ihrem Leben nagte, und ihr Schmerz am Fuße ſich täglich mehrte. Ihre einzige Beſchäftigung war das Gebet. Wenn der Sonnabend kam, ſo zählte ſie allemal das Geld für die armen Anverwandten ihres Mannes auf.

Lottchen ſtrich's ein, aber — man denke ſich die grauſame Seele des Mädchens! — ſie verwahrte es in ihrer Chatulle, und jagte die Bittenden fort. So hat der Redliche, ſagten dieſe, in ſeinem Teſtamente unſrer nicht gedacht? Nein, antwortete Lottchen. Auch mündlich nichts verordnet? Nein! erwiederte die Grauſame, und die Armen giengen weinend fort, und ſuchten bald darauf ihr Brod vor andern Thüren.

Auf der Mutter Befehl berichtete Lottchen den Tod des Vaters ihrem Bruder, welcher zu L. in P. als Lieutenant diente. Die gutherzige Alte vermehrte die Zulage, welche ihm ſonſt der Vater ſandte, aber da das Geld durch Lottchens Hände gieng, ſo unterſchlug ſie es, und ſchrieb dem armen Jüngling im Namen der Mutter, daß ſie ihm jetzt

nichts mehr ſchicken, und er, nach dem Beiſpiele vieler andern Offiziere, ſchon von ſeiner Gage leben könne.

Lieutenant K. rang eben ſo ſehr nach Ehre, wie ſeine Schweſter nach Geld. Er war wegen ſeiner beſonders guten Aufführung in ſeinem Standquartiere angeſehen und beliebt. Er war bisher der Theilnehmer jeder Luſtbarkeit, was allezeit mit Ausgaben verknüpft iſt. Er gab einigen braven Leuten aus ſeiner Kompagnie Zulage, und machte — damit ich mich doch auch einmal eines Modeworts bediene — in der galanten Welt eine große Figur.

Er kannte ſeiner Schweſter Geiz, und wähnte ſogleich, daß ſie die einzige Urſache ſey, warum die Mutter ihm das Wenige von ihrem Ueberfluſſe verſagte. Er ſchrieb daher einen dringenden Brief an ſie, ſtellte ihr das Unrecht vor, und hoffte von der Wirkung dieſes Briefes Alles, aber der Brief fiel ganz natürlich in Lottchens Hände, und die Unbarmherzige las der betrogenen Alten den Dank ihres Sohnes für das überſchickte Geld daraus vor.

So lange Lieutenant K. auf Antwort hoffte, verſchwieg er ſein Unglück ganz. Er verſetzte ſeine entbehrlichen kleinen Koſtbarkeiten, und wie dieſe nicht mehr zureichten, ſo aß er im Stillen trocknes Brod, damit er nur ſeine einmal angefangene Rolle vor der Welt fortſpielen konnte. Wie aber viele

Monate, ohne Antwort auf fünf Briefe zu erhalten, verfloſſen waren, und ſeine Einſchränkung nicht mehr zureichte, ſo entdeckte er ſich ſeinem Obriſten, und bat dieſen um ein Vorwort bei ſeiner Mutter. Dieſer fand des Lieutenants Bitte billig, und ſchrieb mit erſtem Poſttage an ſie. Ihr Sohn, berichtete er ihr, iſt einer der beſten Offiziere meines Regiments, Sie verhindern ihn an ſeinem Glücke, wenn Sie ihn zu ſehr einſchränken, und haben es einſt zu verantworten.

Lieutenant K. hoffte nun ſicher auf die Aenderung ſeines Schickſals, aber er betrog ſich, denn der Brief fiel auch Lottchen in die Hände, und dieſe verbarg ihn ganz vor der Mutter Augen.

Wie die Zeit verfloſſen war, daß Antwort kommen ſollte und doch keine kam, ſo hätte er gerne Urlaub genommen, und wäre ſelbſt nach Hauſe gereiſt, um zu erforſchen, was ſeiner Mutter Herz ſo ſehr gegen ſein Bitten, ſogar gegen die Vorſtellung des Obriſten ſtählte. Da er aber über hundert Meilen von ſeiner Geburtsſtadt entfernt war und kein Geld zu dieſer Reiſe hatte, ſo mußte er dieſen Gedanken unterdrücken, und rang nach andern Mitteln.

Es war ihm unerträglich, daß er jetzt ſchon manches Vergnügen ausſchlagen mußte, und wie er hörte, daß man ſchon überall nach der Urſache forſchte, warum er nicht mehr in Geſellſchaften, nicht mehr am Spieltiſche der Damen erſchiene,

ſo war er der Verzweiflung nahe. Aendert meine Mutter nicht bald mein Schickſal, ſagte er zu ſeinem innigſten Freunde, ſo werde ich es ändern. Sein Freund ſuchte ihn zu tröſten und unter Andern begreiflich zu machen, daß ſeine Briefe wohl alle könnten verloren gegangen ſeyn. Gut, ſagte K., ſo will ich dann noch harren, will noch zwölf Briefe, keinen mehr und weniger, an meine Mutter ſchreiben, aber antwortet ſie dann nicht, ſo ſoll ſie ihrem Sohne nie mehr antworten können.

Schon hatte das unmenſchliche Lottchen ſechs von dieſen Briefen ungeleſen verbrannt, und noch vier andere, alſo in allen zehn an der Zahl, hatte der leidende Bruder ſchon abgeſchickt, als ihn ſein Obriſt rufen ließ. Hören Sie einmal, ſagte der Obriſt, als er eintrat, Ihre Frau Mutter muß entweder eine ſehr unhöfliche Frau ſeyn, oder Sie müſſen mich in Anſehung Ihrer Glücksumſtände mit Unwahrheiten berichtet haben. Es ſind bereits vier Monate verfloſſen, und ſie beantwortet mir nicht einmal meinen Brief. Sie haben mich einer wirklichen Sottiſe ausgeſetzt.

Lieutenant K. Wider meinen Willen, Herr Obriſt! Hätte ich glauben können, daß meine Mutter aufhören würde, ſich ihres Sohns zu erinnern, ſo würde ich mich nie unterſtanden haben, ſie um ihr Vorwort zu bitten.

Obriſter. Aber was kann ſie denn abhalten, mir zu antworten? Iſt ſie krank? todt?

Lieutenant K. Ich muß mich ſchämen, daß ich keine dieſer Fragen beantworten kann. Ich habe ebenfalls noch keinen Brief erhalten.

Obriſt. Wenn wir's beim Lichte betrachten, ſo wird der Herr Sohn wohl ſelbſt daran Schuld ſeyn. Die Mutter wird nichts zu antworten wiſſen, denn ſie wird nichts zu ſchicken haben. Daß ihr Herren ſo gerne Wind macht. Anfangs Hui, und am Ende Pfui! Alles fragt in Geſellſchaften nach Ihnen, und Alles macht Gloſſen über Sie! Hätten Sie nie groß gethan, ſo würden Sie jetzt nicht klein ſcheinen! Geſtern ſind auch zwei Mann von ihrer Kompagnie deſertirt, und wie mich der Kapitain verſichert, bloß wegen Ihnen.

Lieut. K. Wegen mir?

Obriſt. Ja, wegen Ihnen! Sie gaben den Leuten ſonſt Zulage, jetzt konnten Sie Ihr Wort nicht mehr halten, und die Kerls giengen, des Wohllebens gewohnt, auf und davon. Ich weiß nicht, wie es der Proprietair nehmen wird, wenn ich ihm dies Alles berichte, wie ich es denn auch berichten muß. Wie geſagt, zu viel Stolz! zu viel Wind! — Gehen Sie nur!

Lieutenant K. eilte, ohne ein Wort zu reden, nach Hauſe. Sein guter, ſonſt ſo willkommener Freund, begegnete ihm unterwegs. Er beantwortete ſeine Frage nicht, und dankte nicht einmal ſeinem Gruße. Zu Hauſe ſchrieb K. eine halbe Stunde, und eilte dann mit zwei Briefen zum

Obriſten. Sie haben, ſagte er zu dieſem, an meiner Mutter Glücksumſtänden, und folglich an meinem Worte gezweifelt. Um Sie von beiden zu überzeugen, ſo bitte ich Sie bei Ihrer Ehre, dieſe zwei Briefe durch eine ſichere Gelegenheit an meine Mutter zu überſchicken. Sie werden vielleicht Bekannte in meiner Vaterſtadt haben, machen Sie, daß einer von dieſen die Briefe meiner Mutter ſelbſt einhändigt, und Sie werden hören, daß Lieutenant K. nicht gelogen hat. Ich habe übrigens aus Ihrer Erzählung vernommen, daß ich ein Hohngelächter, ein Geſpötte, ein Mährchen der ganzen Stadt bin, und bin alſo gezwungen, mir Satisfaktion zu nehmen.

Obriſt. So werden Sie mit der ganzen Stadt ſich duelliren müſſen.

Lieutenant K. machte ein ſtummes Kompliment und gieng. Die Glocke hatte eben 11 geſchlagen, um 12 Uhr rapportirte der Adjutant dem Obriſten, daß ſich Lieutenant K. auf ſeinem Zimmer erſchoſſen habe.

Der Obriſt erſchrack heftig, nannte ſich die Urſache ſeines Todes, und eilte nach des Lieutenants Wohnung. Er fand ihn todt auf ſeinem Bette. Die Kugel war durch's Herz gegangen. Sein Auge war geſchloſſen, und ſeine Miene glich der Miene des ſanft Entſchlafenen. Der Obriſt bat den Todten mit Thränen um Verzeihung, und befahl, ihn anſtändig zu beerdigen. Als er nach

Hauſe kam, ließ er einige Offiziere rufen, und eröffnete in ihrer Gegenwart die zwei Briefe, welche ihm der Ausgelittene anvertraut hatte. Der erſte war an ſeine Mutter:

Meine Mutter!

Seit dem Tode meines Vaters habe ich ſchon ſechszehn Briefe an Sie abgeſchickt, und auf alle dieſe Briefe keine Antwort erhalten. Ich habe geweint, gebeten, um Gottes und meines Erlöſers willen gefleht, und man hat meine Thränen verachtet, mein Bitten und Flehen nicht gehört! Kann ein Weib ihres Kindes vergeſſen? Sie kann's, will ich ſagen, wenn ich vor Gottes Throne hintrete, und er mich fragt: Warum ich ungerufen erſcheine? — — — Dieſer Brief bedarf keiner Antwort mehr! ich habe ihn in der letzten Stunde meines Lebens geſchrieben, wenn Sie ihn erhalten, ſo modere ich ſchon. Ich muß, Mutter, ich muß ſterben! meine Ehre iſt äußerſt gekränkt! Ich bin das Hohngelächter der Stadt geworden. Man hat mich einen Lügner, einen Prahler geſcholten! — — O meine arme! o meine betrogene Mutter! Ich fühl's, mein Herz ſagt mir's, Sie ſind an allem Unglücke unſchuldig! meine Briefe ſind unterſchlagen, ſind ihren mütterlichen Augen verborgen worden. Wie könnten Sie, die Güte, die Sanftmuth ſelbſt, ihrem einzigen, ihrem geliebten Sohne einige elende Gulden verſagen? Den letzten Biſſen will ich mit dir theilen! Wenn dir etwas mangelt,

ſo ſchreibe an mich, ſagten Sie, als Sie mich die Treppe hinunter zum Wagen führten. Noch an der Ecke der Gaſſe ſah ich ihr Auge in Thränen glänzen, und Ihre Hände für mich ſich zu Gott emporheben. Dieſe Worte, dieſe Thränen, dieſer Segen ſollte Heuchelei, Verſtellung geweſen ſeyn? Nein! Nein! Sie ſind hintergangen, Sie ſind betrogen! Sie erfahren Ihres Sohnes Leiden erſt mit ſeinem Tode! O ſchrecklich für mich! ſchrecklich für Sie! aber ich muß! es nagt, es kämpft in meinem Innerſten! — — Ich ſpreche Sie vor der ganzen Welt frei von der Urſache meines Todes, auch bei Gott will, kann ich Sie nicht anklagen, denn Sie ſind meine Mutter! —

Um drei Viertel auf 11 Uhr.

Für mich iſt keine Rettung! keine Hilfe! die Piſtolen ſind geladen! Ich ſterbe! Ein Leben ohne Ehre ſchmeckt bitterer als der Tod ſelbſt. Ich bin keinen Pfennig ſchuldig. Hätte ich Schulden gemacht, ſo würde ich als ein Betrüger aus der Welt gehen! Leben Sie wohl, theure Mutter! Tauſend Dank für alle Wohlthaten, die Sie mir ſo oft erzeigten! tauſend Dank für jedes Stückchen Brod, das Sie mir immer wider den Willen meines guten Vaters, mit Honig beſtrichen, und das ich oft unter Ihrer Schürze verbarg, wenn er unverſehens hereintrat. Ich erinnere mich deſſen noch gut, und danke Ihnen noch einmal dafür! Sie ſind überredet, Sie ſind betrogen worden!

Aber Wehe dem Betrüger, nicht allein meine Flüche, mein Leben, auch Ihr Angſtgeſchrei, Ihre Thränen wird er zu verantworten haben! Geben Sie den Armen, daß ſie für mich beten, geben Sie reichlich, daß ich dort nicht eben ſo unglücklich werde, wie ich es hier bin! Beten auch Sie für mich! Ich küſſet auſendmal Ihre mütterliche Hand! Gott erbarme ſich Ihres unglücklichen Sohns

Heinrich K.

N. S. Meine Mutter iſt ganz unſchuldig an meinem Tode. Dieſes beſtätige ich nochmals und ſterbe mit dieſer Ueberzeugung.

Heinrich K.

Der andere Brief war an ſeine Schweſter; er lautete:

Ich habe lange nachgedacht, lange überlegt, ich wollte in der Stunde meines Todes Keinem Unrecht thun! Aber Dein unerſättlicher Geiz hat Dich verrathen! Du biſt die Urſache meines Todes! Du haſt alle meine Briefe unterſchlagen, oder Du haſt meiner Mutter Herz von mir abgewandt! Weh' dir! Dein Bruder ſtirbt, und er wird Dich dort als ſeine Mörderin anklagen! Die Nachricht meines Todes wird der guten Mutter Leben verkürzen, und dein Wunſch, den Du ſo oft gegen mich äußerteſt, iſt erfüllt. Du wirſt im Kurzen Erbin des ganzen Vermögens ſeyn! Aber ſein Genuß ſoll Dir bitterer als der Tod ſelbſt ſchmecken. Wenn Du hintrittſt vor den vollen Kaſten, ihn be-

gierig aufreiſſeſt, deine Schätze zählen willſt, ſo will ich vor Dich hintreten, Dir mein blutendes Herz zeigen, und Rache über Dich rufen! Grauſame, unmenſchliche Schweſter! Dir kann's nie auf Erden wohl gehen, und dort, wo ich in einer Stunde hingehe, dort kannſt Du nicht verantworten, was Du nur mir thatſt. — — —

Sollte ich mich doch irren, ſollteſt Du doch unſchuldig ſeyn, ſo verzeih mir, aber Fluch treffe Dich, wenn's wahr iſt, was mein Herz mir ſagt.

Heinrich K.

Man beſchloß, der armen Mutter ihres Sohnes Briefe zu ſchicken. Damit ſie aber ſicher in ihre Hände kämen, ſo ſchrieb der Obriſt an den Kommandanten der Stadt, in welcher ſie wohnte, ſchloß die Briefe ein, und berichtete ihm des Unglücklichen Ende. Der Kommandant kannte die Frau K. ſchon von lange her, ließ ihren Arzt rufen und trug ihm auf, ihr die ſchreckliche Nachricht mit aller möglichen Vorſicht zu hinterbringen. Der Arzt vollzog den Willen des Kommandanten. Frau K. hatte nach einigen Wochen zum Erſtenmale wieder das Bett verlaſſen, ſie ſaß in einem Lehnſtuhle, und fragte eben kummervoll ihre Tochter, ob denn mit der heutigen Poſt kein Brief von ihrem Heinrich eingetroffen ſey? Der Arzt ergriff dieſe Gelegenheit, und erzählte ihr nach vielen Vorbereitungen das traurige Ende ihres Sohnes. Sie ſtaunte vor ſich hin, weinte nicht, ſprach nicht. Getäuſcht

von dieſer äußerlichen Ruhe, fieng er an, ihr des Unglücklichen letzten Brief vorzuleſ n. Als er auf die Worte kam: Kann ein Weib ihres Kindes vergeſſen, — ſo ſank die gute Alte ohnmächtig vom Stuhle. Man ſprang hinzu, und der Arzt fand ſie todt. Sie war hinübergegangen, um es ihrem Sohne ſelbſt zu ſagen, daß ſie ihn nie vergeſſen, ihn ſtets in ihrem mütterlichen Herzen getragen habe.

Bei der Mutter Leiche las nun der Arzt auch der Schweſter des Bruders Brief vor. Aber ſie leugnete ſtandhaft, je einen Brief erhalten zu haben, nannte kühn den Todten einen Muttermörder, und war nun Erbin des großen Vermögens.

Ehe noch das halbe Trauerjahr verfloſſen war, heirathete die Unmenſchliche einen braven, geſchickten Advobaten, der, geblendet von ihrem großen Vermögen, ſich in ihren Armen ein ruhiges, reizendes Leben verſprach. Aber qualvoll waren die Tage, die er mit ihr durchlebte. Jeder Biſſen, den er aß, war mit ihren Vorwürfen gewürzt. Im zweiten Jahre ſtarb er ganz entkräftet, und dankte auf ſeinem Todtenbette Gott, daß er ihn von dieſem Ungeheuer befreite. Lottchen heirathete bald darauf wieder, und gieng im dritten Jahre auf's Neue hinter ihres Mannes Leiche. Nun war aber ihr unerſättlicher Geiz, ihr ſchlechter Charakter der ganzen Stadt bekannt, ſie wartete vergebens auf einen neuen Freier, und war ge-

zwungen, ſich ſelbſt einen zu ſuchen. Vielen ließ ſie ihre Hand antragen, und Viele verwarfen ſie mit Abſcheu. Da wurde ſie endlich mit einem jungen Menſchen bekannt, deſſen Name in der ganzen Stadt eben ſo berüchtigt, wie der ihrige, war. Sie nahm ihn in ihr Haus, und man ſprach ſchon laut, daß ſie ihn ehelichen würde. Aber Gott hatte ihn zu ihrer Strafe geſandt. Noch vor der Hochzeit ſchlug er ſie einſt ſo erbärmlich, daß ſie durch drei Wochen das Bett hüten mußte. Kaum hatte ſie ihr Krankenlager verlaſſen, ſo warf er ſie in einem neuen Zanke die Treppe hinunter, und nach fünf Wochen ſtarb ſie.

Hauptmann S*.

Unter einer monarchiſchen Regierung, deren Szepter ſchon oft das ſchöne Geſchlecht in Händen hatte, kömmt das Leben eines Selbſtmörders vor, deſſen Handlung wohl einzig in der Welt iſt. Wenigſtens wüßte ich mich keiner ähnlichen zu entſinnen, die unter ſolchen Umſtänden dieſelben geweſen.

Hauptmann S*, ſo wollen wir den Mann nennen, der uns den Stoff zu dieſer Geſchichte gab, hatte lange brav und redlich gedient, als ſein Vater, der auf einem ſehr ſchönen Gute lebte, ſtarb. Hauptmann S* war mit ſeinem Vater wegen ihrer veſchiedenen Denkungsarten nicht ganz einig geweſen. Ein Großer des Hofes, der nahe bei dieſem Gute ſeine Beſitzungen hatte, fand, daß ihm dieſes Gut gelegen war, und hatte lange mit dem Vater des Hauptmanns in Unterhandlung geſtanden, um es zu kaufen. Bei ſeinem Leben hatte es der Alte nicht abgetreten, aber kurz vor ſeinem Tode ſchloß er noch den Handel, und verkaufte es dem Grafen, ſo wie es ſtand und lag, für eine anſehnliche Summe. Er ſetzte ſeinem Sohne einen

Bevollmächtigten, der das Geld in Empfang nehmen mußte, und von allem dieſem erfuhr der Sohn eher nicht, als bei der Nachricht von dem Abſterben ſeines Vaters, da er denn befragt wurde, ob er das Geld an den Ort ſeines Aufenthalts haben, oder ſelbſt kommen wollte, es in Empfang zu nehmen.

Der Hauptmann erſchrack über dieſe erhaltenen Nachrichten nicht wenig, ſchrieb dem Bevollmächtigten, daß er nicht Geld, ſondern ſein Gut, welches ein Familiengut ſey, haben wolle, daß er es auf der Stelle reklamiren möchte, und ſuchte zugleich um ſeinen Abſchied an.

Der Bevollmächtigte war eine Kreatur des Großen, und alſo war es natürlich, daß dieſer den Brief ſogleich zu leſen bekam. Der Brief wurde auf der Stelle kaßirt, das Gut nicht reklamirt, und der Abſchied dem Hauptmann ſo ſchwer gemacht, daß ein Jahr und ſechs Wochen verliefen, ehe er ausgefertigt wurde.

Wie ihn der Hauptmann endlich bekam, rief er aus: Gottlob! nun ſoll die Chikane bald ein Ende haben. Wie erſchrack er aber, als er bei ſeiner Zurückkunft ſein Gut noch nicht reklamirt fand. Er ſtellte den Bevollmächtichten zur Rede, der mit der dreiſteſten Frechheit ihm ins Geſicht behauptete, in ſeinem Briefe habe nichts von Reklamiren geſtanden, und ohne im Geringſten verle-

gen zu werden, hinzu ſetzte, er würde den Brief aufſuchen, und ihn thätlich davon überzeugen.

War ich denn damals blind oder verrückt, ſagte der Hauptmann, der nicht gewohnt war, irgend jemanden Lügen zu ſtrafen, als ich ſchrieb? Ich wollte meine Seligkeit verſchwören, daß ich's geſchrieben hätte. Thut aber nichts. Mein Gut ſoll mir wohl werden.

Der Bevollmächtigte, der von dem Großen geſtimmt war, ſuchte Alles hervor, ihn zu bewegen, daß er doch lieber die anſehnliche Geldſumme, für welche er das ſchönſte Gut kaufen könnte, annehmen möchte, aber vergebens.

Nein, erwiederte der Hauptmann, ich will auf dem Gute meiner Väter leben und ſterben. Es war der einzige Wunſch meines Lebens, der einzige Troſt in allen Kümmerniſſen, die mich trafen, ich habe mir ein Paradies darin gedacht, und habe geglaubt, nun zu deſſen Beſitz zu kommen. Und mir ſollte das Einer nehmen, der der Güter, der Beſitzungen für ſich genug hat. Nimmermehr! und ſollte ich Alles daran wenden, und hätte ich auch nicht meine einzige ſelige Hoffnung auf den Beſitz dieſes Guts geſetzt, ſo wäre es Pflicht, dieſen Hyänen einmal zu zeigen, daß ſie nicht Alles verſchlingen können, was ihnen anſteht. Kann der reiche Mann des Armen einziges Schäfchen nicht verſchonen?

Dies alles erfuhr der Große auf's Schnellſte

wieder, und als der Hauptmann zu ihm kam, um ſeinen Vortrag zu machen, war er ſchon auf Alles vorbereitet. Dieſer fand alle Zimmer ſeines Landhauſes ſo verwandelt, daß er es kaum mehr kannte, und ſeufzte darüber.

Ich will ihnen keine Vorwürfe machen, ſagte er zum neuen Beſitzer. Sie wünſchten, und wandten Alles an, ihre Wünſche zu befriedigen; allein ich glaube, Sie werden auch der Billigkeit Gehör geben. Mein Wunſch war immer, hier zu leben und zu ſterben. Meine einzige Freude war die Ausſicht auf hieher. Die Rückerinnerung an glückliche Kinderjahre ſollte mit den Freuden des geſetzten Alters hier abwechſeln. Ich kenne kein Glück als dieſes, ich habe keinen Zweck als dieſen. Ein glückliches Jahr hier als in meinem Eigenthum verlebt, wiegt mir ein Menſchenalter voll Zerſtreuungen auf. Meiner Väter Feld zu bauen, und mich davon zu nähren, das iſt eine Ausſicht, um die mich Könige beneiden könnten, wenn ſie wüßten, wie ſo ganz glücklich ſie mich machte. Ich habe mir bei jedem Baum neue Süßigkeiten geträumt. Jedes Grasplätzchen erinnert mich an irgend eine glückliche Stunde, und in der Veränderung, die mir Alles hier gewähren wird, ſteckt mein Himmel. Den werden ſie mir nicht rauben. Ich habe die nächſten Rechte an dieſes Glück.

Ich bedaure es, ſagte der Große, daß ich die Wirkungen einer ſo glücklichen Einbildungskraft

habe ſtören müſſen — hätte ich das Alles gewußt, ſo hätte ich es nicht gethan. — Es iſt jetzt zu ſpät. Wenn Sie auch im Beſitze wären, Sie würden wenig mehr vom Alten finden. Sie ſehen, ich habe Alles hier geändert, und ſo iſt's auch mit den Ländereyen gegangen. Sie würden wenig Bäume mehr auf ihrem Flecke, wenig Grasplätzchen mehr als Wieſe finden. Jeder hat ſo ſeinen Geſchmack.

Sehr traurig, daß dieſer Ihr Geſchmack gerade mein Familiengut getroffen, daß Sie zerreiſſen mußten, was Jahrhunderte baueten. Was Sie von meiner Seligkeit zerſtört haben, das will ich Ihnen vergeben, denn Sie wußten nichts von meiner Anhänglichkeit. Laſſen Sie meine Sorge ſeyn, das wieder in die alte Lage zu bringen. Aber von nun an halten Sie ein. Ich zahle Ihnen Alles, was Sie verbeſſert haben wollen, und fordre mein Familiengut nach aller Form Rechtens zurück.

„Zu ſpät, mein Schatz! zu ſpät, mein Herzensfreund.“

Zu ſpät? Wann iſt es zu ſpät, Unrecht wieder gut zu machen? Wann zu ſpät, Billigkeit zu üben? Wann zu ſpät den Unglücklichen glücklich zu machen?

„Deklamiren ſie nicht ſo viel, Beſter! Es hilft ja nichts.“

Nichts helfen ſoll es, wenn der Unterdrückte ſeine Stimme erhebt? Herr! Sie ſind nicht allein Menſch, Sie ſind faſt immer Richter. Wenn Sie

taub ſeyn wollen, Gott bewahre, wo ſollen wir dann Gerechtigkeit hernehmen? Hören Sie mich, laſſen Sie den Weg der Güte ſich lenken. Recht muß mir doch werden, denn ich biete Himmel und Erde dafür auf.

„Und Himmel und Erde werden Ihnen nicht Recht geben können. Ihr Recht iſt verjährt. —“

Freylich! So ſeyd Ihr — bei Euch kann wohl auch Menſchlichkeit verjähren — Herr! Sie haben falſch gerechnet. Mein Archiv ſoll Ihnen beweiſen, daß Sie Unrecht haben. Bei unſern Familienverträgen findet keine Verjährung Statt. Führen Sie mich ins Archiv.

„Das iſt ein's meiner Staatszimmer geworden. Ihre Papiere ſind aber zuſammen aufgehoben.“

Er führte den Hauptmann dahin, wo er ſchon Alles durchgeſehen hatte, und der Hauptmann fand nicht, was er ſuchte. Ja, ſagte er, hier hat man Papiere unterſchlagen. —

Nicht noch einmal eine ſolche Beſchuldigung, erwiederte der Große, oder Sie werden mein Gefangener ſeyn. Das iſt Alles, was ich fand. —

Der Hauptmann beſann ſich etwas. Wohl, ſagte er, es wäre das genug, wenn ich's mit billigen Leuten zu thun hätte, aber wo Sie am Ruder ſind, da kann ich nichts erwarten.

Kalt und fühllos bat ihn der Große, alle Beleidigungen wegzulaſſen.

Der Hauptmann fragte noch einmal bittend und rührend, ob er nichts von ſeiner Nachſicht zu hoffen habe?

Nach meinen gemachten Veränderungen, war die Antwort, iſt Ihr Gut mir jetzt ſo lieb, als es Ihnen ehedem war. Alſo urtheilen Sie ſelbſt, was ich thun kann.

Der Hauptmann nahm jetzt ſtill ſeinen Abſchied und ſeine Papiere, die einzigen Ueberbleibſel ſeines herrlichen Gutes, mit ſich. Das iſt Alles, was ich gerettet habe, ſprach er zu ſeinem Bevollmächtigten. Allein es fehlen mir noch wichtige Papiere.

Das muß wohl ſeyn, erwiederte dieſer. —

„Ja, ich weis mich zu entſinnen. —“

So? wüßten Sie vielleicht, wo ſie wären. Der Miniſter har mich oft darnach gefragt, denn er meynte auch, es müßte das Wichtigſte fehlen, und er hätte ſie gern gehabt. —

„Hätte er ſie gern gehabt? das glaub' ich, ich hätte ſie auch gern. —“

Bei dieſen Worten packte der Hauptmann die Schriften zuſammen, und bat den Bevollmächtigten, ſich insfünftige zu hüten, zweien Herren zugleich zu dienen, denn ohne ſeine Beihülfe könne der Miniſter ia unmöglich wiſſen, daß das Wichtigſte fehle. Wenigſtens danke er ihm, daß er ſich verſprochen, und ihm die Augen geöffnet.

Der Hauptmann reiſte nun zur Hauptſtadt, und machte da den Prozeß gegen den Miniſter

anhängig. Jedermann verſprach ihm wenig Glück. Er verlangte eine Audienz bei der Monarchin, die er auch erhielt. Sie empfieng ihn ſehr gnädig, erinnerte ſich ſeiner Dienſte, wünſchte, daß er ſie fortgeſetzt haben möchte, und verſprach, was ſeinen Prozeß beträfe, die ſtrengſte Gerechtigkeit anzubefehlen.

Mehr wollte der Hauptmann nicht. Der Prozeß wurde anhängig, und von beiden Seiten hitzig geführt. Aber des Klägers Beweiſe reichten nicht hin. Die verſäumte Rückforderungszeit ſchlug ihn nieder, und das erſte Urtheil fiel ſchlecht aus. Er ſah, er hatte andere Dokumente nöthig, er wußte, wo ſie waren, und konnte ihrer nicht habhaft werden. Der Bevollmächtigte hatte jenen Brief, der ihn hätte retten können, abgeſchworen.

Er verlangte, man ſolle ihn ins Archiv des Schloßes laſſen, um zu unterſuchen, ob ſeine fehlenden Dokumente nicht irgendwo verborgen wären. Dagegen proteſtirte der Miniſter, und behauptete, er ſey nicht berechtigt, den Eingang in eines Andern Eigenthum zu fordern. Wüßte er verborgene Orte, ſo könne er ſie angeben, und man wolle ſuchen. Aber das wollte der Hauptmann eben nicht, denn er wußte zu gut, daß man ſie in einem ſolchen Falle vernichten würde.

Er ſann alſo auf einen andern Ausweg. Er hatte noch einen einzigen Buſenfreund, der von Jugend auf bei ihm geweſen war, und ſich nun

von ohngefähr wieder zu ihm fand. Da ihn Niemand mehr kannte, ſo inſtruirte er ihn, was er zu thun und zu laſſen habe, gab ihm Nachricht von dem verborgenen Schrank, und ließ ihn, als Haushofmeiſter Dienſte beim Miniſter ſuchen.

Der Miniſter nahm ihn an, ſo wie er aber gewohnt war, ſeine Leute im Anfange genau zu beobachten, ſo bemerkte er, daß dieſer Menſch das Archivzimmer mehr als die übrigen beſuchte, und ſich immer darin zu ſchaffen machte. Er ſchöpfte Verdacht, und ließ ihn beobachten.

Die Zeit wurde gut genug gewählt. Der Miniſter war verreiſt, als der Haushofmeiſter ſein Tempo erſah, und die Dokumente glücklich erwiſchte. Aber er hatte nicht geſehen, daß ein Kind des Miniſters auf ihn Acht hatte, welches den Vorfall der Mutter erzählte, die laut der Ordre, die ſie hatte, gleich einen Kurier abfertigte. Indeſſen hatte Jener, ehe der Miniſter ankam, ſchon eine Abſchrift davon genommen. Kaum war dieſer aber auch im Hauſe, als ihm die Originale abgenommen, und er ſogleich ſchimpflich fortgeſchickt wurde. Er konnte dem Hauptmann nur die Abſchriften geben, aber auch dieſe waren ihm angenehm, und wie hätte er auch glauben können, daß ſie ihm zu nichts helfen würden?

Zu ſpät bemerkte der Miniſter, daß wirklich Abſchriften genommen waren, und jetzt nahm er ſich vor, ehe er auf's Aeußerſte gieng, noch einen Weg

zu wählen, wodurch er vielleicht die Sache beilegen, wo nicht, ſich doch wenigſtens bei ſeiner ungerechten Sache vor allen üblen Folgen ſicher fühlen könnte.

Er gieng nämlich zur Monarchin ſelbſt, ſtellte ihr ſeine Sache als höchſt rechtmäßig vor, ſagte, er könne mit Ehren nicht zurückgehen, zeigte aber für des Hauptmanns Lage, obwohl ſein Eigenſinn daran Schuld war, ſo viel Theilnahme, daß ſie ihn nur bat zu ſagen, was ſie für ihn thun könnte.

Er verlangte nichts weniger als ein Regiment für den Hauptmann, und daß die Monarchin es ihm ſelbſt möchte anbieten laſſen, wenn er vom Prozeß abſtehen wollte.

Dieß geſchah. Der Hauptmann wunderte ſich, und verlangte wieder Audienz. Er fiel ihr zu Füſſen, und bat ſie, keine Verſuchung weiter auf ihn zu richten, um ihn zur Verläugnung ſeines Rechts zu verleiten. Er ſey bereit, ſeinen Kopf zu verlieren, wenn er nicht Recht habe. Er habe es mit einem wichtigen Manne zu thun, aber er hoffe, die Monarchin werde ohne Anſehen der Perſon gerecht ſeyn. Die ihm angebotene Gnade ſey ihm theuer, allein verkaufen könnte er das Blut und die Denkungsart ſeiner Väter nicht. Sie möchte dem Rechtshandel ſeinen Lauf laſſen.

Sie hieß ihn aufſtehen. Sie verſicherte ihm, ſie habe nichts weniger willens, als ſein Recht zu kränken. Er ſolle es ausführen, und ſolle aber

bedenken, daß, wenn er verlöre, ſein Starrkopf ihn zugleich um ihre Gnade brächte. Sie wollte noch einmal auf die ſtrengſte Gerechtigkeit dringen.

Der Hauptmann dankte, gieng, und der Prozeß nahm heftiger als vorher ſeinen Fortgang, der Gutsbeſitzer mußte aufs Äußerſte gehen. Er läugnete, daß je ſolche Dokumente gefunden worden, erklärte die Abſchriften als neugeſchmiedete Dinge, und konnte leicht den einzigen Zeugen des Hauptmanns, den Haushofmeiſter, ungültig machen, da er ihm Privathaß Schuld gab. Er behauptete, der verborgene Schrank ſey ihm ſchon bekannt geweſen, und die Dokumente, die man herausgenommen, beträfen ſeine eigenen Güter.

Kurz, der Hauptmann verlor durch alle Inſtanzen, und es war nun unmöglich, daß er je in den Beſitz ſeines Eigenthums kommen konnte.

Nein, rief er aus, es giebt auf Erden keine Gerechtigkeit mehr, denn Monarchen nehmen ſich der Sachen ſelbſt nicht an, ſondern überlaſſen ſie Böſewichtern. Das Schwerdt in Schurkenhänden trifft, was ihm im Wege iſt. Aber mir bleibt noch eine Inſtanz, und an die will ich appelliren.

Er ſuchte noch eine Audienz bei der Monarchin. Sie wurde ihm oft abgeſchlagen. Aber er wurde immer ungeſtümer. Endlich ſagte die Monarchin zum Miniſter: Was will der Mann?

atte er denn Unrecht? — „Das hatte er, aber
ielleicht will er Gnade“ — So ſoll er kommen.

Der Hauptmann freute ſich kindiſch. Der Tag
rſchien. Er trat ins Audienzzimmer.

Was will Er von mir? ſprach die Monarchin.
Er hat ſeinen Prozeß verloren.

Ja, Ihro Majeſtät, erwiederte er. Vor Ih-
nen, und vor der ganzen Welt. Aber ich habe
unſchuldig gelitten, und mir bleibt noch eine In-
ſtanz. Ich muß an dieſe appelliren, weil ſie ih-
ren Richtern zu viel Gewalt laſſen. Ich gehe vor-
an, und zitire Sie dahin, um meine Sache zu
entſcheiden.

Bei dieſen Worten zog er ein verborgenes Ter-
zerol, ſchoß ſich vor den Kopf, und fiel todt zu
der Monarchin Füßen.

Bei Gott! rief ſie aus, mit dem Mann muß
man nicht redlich umgegangen ſeyn.

Giovanni Liobetti.

Als der Herzog von Modena die Regierung übernahm, ſo war ſein erſtes Geſchäft, ſein Gebiet von den ſchädlichen Banditen zu reinigen, die damals ganz Italien unſicher machten, und um ein Paar Zechinen das nützlichste, rechtſchaffenste Glied des Staats mordeten. Er verfolgte ſie mit der äußerſten Strenge, und wenn irgend einer in ſein Land flüchtete, ſo wurde er ſein Richter und verurtheilte ihn zum ſchmählichſten Tode. Die Polizei wurde auf einen beſſern Fuß geſetzt, auf jeder Gaſſe ſtanden Diener derſelben, die über die Sicherheit des beſchäftigten Bürgers wachen mußten. Des Herzogs Bemühung hatte die herrlichſten Folgen. Seine Unterthanen wandelten nun ſicher um Mitternacht, und ſegneten am Morgen ihren Landesvater, wenn ſie erwachten, Keinen ihrer verlornen Anverwandten beweinen, nicht um ihr geraubtes Eigenthum jammern durften.

Schon zählte der menſchenfreundliche Regent drei Monate, binnen welchen auf den Gaſſen ſeiner Reſidenz kein Ermordeter gefunden worden, und eben freute er ſich darüber, als ihm der Poli-

zeipräſident meldete, daß man dieſen Morgen eine ganze edle Familie in ihrer Wohnung ermordet, und aller Kleinodien beraubt gefunden hätte. Er erſtaunte, aber ſein Erſtaunen wuchs bis zum äuſ-ſerſten Grade, als man ihm am zweiten, dritten und vierten Morgen das Nämliche meldete, und er nun in einer Woche fünf und fünfzig Ermor-dete zählte. Ein guter Monarch iſt der Vater ſei-ner Unterthanen, man denke ſich alſo den Schmerz des Herzogs, der in einer Woche ſo viele Kinder verlor, ſie überdies noch deswegen zu verlieren glaubte, weil er durch ſeine ſtrenge Aufſicht der Banditen Rache gereizt hatte. Alle möglichen An-ſtalten wurden getroffen, und alle möglichen An-ſtalten waren vergebens. Dem Herzog wurde Al-les verdächtig, und nirgends fand er ſeinen Ver-dacht beſtätigt. Er ſetzte den Barigello ab, er-nannte einen thätigern, aber bald hernach erzählte man ihm eine neue Mordthat. Da immer in ei-nem Hauſe viele Perſonen, und, was am Meiſten zu verwundern war, alle in ihren Betten ermordet gefunden worden, ſo war ſehr natürlich zu glau-ben, daß ſich eine ganze Bande von Ungeheuern zuſammengerottet hätte, die vereint dieſe Mord-thaten begiengen. Der Herzog ließ alſo alle arme, und nur irgend auf eine Art verdächtige Perſonen gefangen nehmen. Man führte binnen zwei Tagen neunhundert Perſonen in's Gefängniß, Jeder wurde verhört, ſtreng unterſucht, und Keiner ſchuldig be-

funden. So lange die Unterſuchung dauerte, herrſchte Friede und Ruhe in der Stadt; ſo bald ſie geendigt war, und die Gefangenen losgelaſſen wurden, begann der Mord von Neuem.

Es ſchien nun erwieſen, daß unter denen, welche gefangen ſaßen, die Thäter mitbegriffen waren; aber welche unter den Vielen es ſeyn mochten, konnte Niemand beſtimmen. Sie Alle, ohne den geringſten Beweis, ohne den mindeſten Verdacht gefangen zu halten, oder Alle, und mit dieſen gewiß ſehr viel Unſchuldige, zu martern, ſchien dem Herzog eine That, die dem Morde ſelbſt ähnlich wäre. Er forſchte alſo nach einem andern Rath, aber ſeine Richter vermochten ihm keinen zu geben.

Wie einſt der Fürſt ſehr darüber trauerte, ſo erzählte ihm eine Dame, daß ſich in Maſſa Carara ein Juſtizverwalter befände, der die beſondere Gabe hätte, Jedem, auch dem verruchteſten Böſewicht, das Bekenntniß ſeiner That abzulocken. Der Fürſt ſandte ſogleich nach ihm, und der Juſtizverwalter erſchien. Wie man ihm den ganzen ſchrecklichen Vorfall erzählt hatte, ſo verſprach er, Mittel zu ſuchen. Die ganze Juſtizpflege wurde ihm alſo übergeben, und er ließ auf's Neue alle diejenigen, welche vor einem Monate gefangen ſaßen, nach dem Gefängniſſe bringen. Sie wurden in verſchiedene Zimmer vertheilt, in jedes Zimmer aber ein treuer und bewährter Mann als ein Gefangener mit hineingeführt. Dieſer hatte den Auftrag, der

Uebrigen Reden zu beobachten, und wenn er, wie die Andern, zum Verhör geführt wurde, darüber Rapport abzuſtatten. Keiner wußte zum Erſtenmale etwas Wichtiges oder Verdächtiges zu erzählen, nur Einer ſagte aus, daß, als die Gefangenen unter ſich einſtimmig behauptet hätten, es müßten der Mörder Viele ſeyn, ein Schuhflicker zu ihm geſagt hätte: Glaubt ihr mir, der Herzog und die ganze Stadt trügt ſich. Es ſind der Mörder nicht Viele. Es iſt nur ein Einziger! und da dieſer ſtets ſchweigen wird, ſo kann die Sache nicht entdeckt werden. — Der aufmerkſame Juſtizverwalter hielt dieſe Rede für ſehr wichtig, und als er nach einigen Tagen, nach vielen Verhören nichts Wichtigeres vernahm, ſo entließ er Alle, und behielt nur den Schuhflicker gefangen.

Durch einen Monat blieb dieſer ohne Verhör im Gefängniſſe, und keine neue Mordthat ſtörte die zurückkehrende Ruhe. Der Juſtizverwalter glaubte nun ſicher den wahren Thäter zu haben, aber noch ſchien ihm und Allen unmöglich, wie dieſer Einzige ſo viele Mordthaten begehen konnte. Noch wußte er auch eben ſo wenig, wie er ohne Beweis, ohne Zeugen, den Thäter zum Geſtändniß bewegen ſollte. Er zog unterdeſſen Nachrichten von dem Lebenswandel dieſes Schuhflickers ein, und hörte zu ſeinem Erſtaunen, daß dieſes ein luſtiger, ehrlicher und überdies ſehr chriſtlicher Mann ſey. Sein Hausherr atteſtirte, daß der Arme niemals

zur Nachtzeit herumgeſchwärmt wäre, nie eine verdächtige Perſon beherbergt, und ſich durch acht Jahre redlich mit Schuhflicken ernährt hätte. Viele Herrſchaften, bei denen er als der luſtige Schuhflicker bekannt war, und denen er oft bei der Tafel einen Spaßmacher abgegeben, baten für ihn. Eine alte Gräfin intereſſirte ſein Unglück beſonders, ſie fuhr ſelbſt zu dem Juſtizverwalter. Ich ſtehe für den armen Mann, ſagte ſie, er war faſt täglich in meinem Hauſe, und aß von meinem Tiſche. Er hat mir oft, fuhr ſie fort, mit Schaudern und Entſetzen die Mordthaten erzählt, welche geſchehen ſind, und fluchte mit mir den Mördern. In der Kirche ſah ich ihn oft inbrünſtig beten, wie könnte er alſo das Ungeheuer ſeyn, das an keinen Gott glauben muß, weil es ſo ſehr wider ſeine Geſetze ſündigt?

Der Juſtizverwalter tröſtete die Alte, verſprach ihr die baldige Befreiung ihres Lieblings, und begann nun das Verhör mit ihm. Nach der ſtrengſten Unterſuchung fand er ihn eben ſo unſchuldig, wie ſeine Fürſprecher ihn ſchon längſt gefunden hatten; aber da nun wieder vier Wochen verfloſſen waren, und man von keiner neuen Mordthat gehört hatte, ſo vermehrte ſich ſein Verdacht auf's Neue, den er freilich mit keinem Beweiſe unterſtützen konnte.

Ohne des Herzogs Bewilligung einzuholen, ließ er ihn auf die Folter ſpannen, aber der Schuhflicker betheuerte auch auf dieſer ſeine Unſchuld.

Schon wollte der Juſtizverwalter den Gefolterten entlaſſen, ſein Betragen durch viele Spione beobachten, und ſo neuen Stoff zur Unterſuchung ſammeln, als er hörte, daß man in der Stadt laut über ſeine begangene Ungerechtigkeit ſchrie, und ſchon Suppliken verfertigte, die der unſchuldig gefolterte Schuſter dem Herzog überreichen ſollte. Aufgebracht über dies in ſeinen Augen ſo ungerechte Verfahren, ſann er auf neue Mittel, dem Inquiſiten das Bekenntniß abzulocken. Er ließ das Gerichtszimmer ganz ſchwarz behängen. In der Mitte deſſelben errichtete er ein Schaffot, und befahl dem Henker, es mit entblößtem Schwerte zu beſteigen. Als die Glocke 11 ſchlug, und die Mitternachtsſtunde nahte, mußten ſechs ſchwarz gekleidete Männer den ſchlafenden Schuſter mit ſchrecklichem Getöſe wecken, und ſogleich in das zubereitete Zimmer ſchleppen. Deine Stunde iſt da, ſchrie er dem Kommenden entgegen, das Maaß deiner Sünden iſt voll, deine Miſſethaten ſind entdeckt, du mußt ſterben! Der Schuſter ſchauderte bei dem Anblick des Henkers, und bat um Zeit, ſich vorzubereiten, die ihm aber hartnäckig abgeſchlagen wurde. Ich will Alles bekennen, ſagte er endlich, nur gebt mir einen Prieſter, damit ich beichten, und wenigſtens meine ungeheuren Sünden bereuen kann. Bekenne erſt, erwiederte ſein Richter. Erzählſt du mir Alles genau, ſo will ich dir deine Bitte gewähren. Der Schuſter begann ſogleich ſein Bekenntniß, das

keine Drohung, keine Folter, nun aber die plötz-liche Ueberraſchung, der gähe Anblick des Todes ihm abgelockt hatte.

Er hatte, wie ich ſchon oben erwähnte, oft den Ueberfluß der Großen geſehen, an ihren Tafeln ſchmarozt, und die Beine benagt, die man ihm zu-warf. Wenn er auf dieſe Art geſättigt in ſeine Wohnung zurückkehrte, dort überall Dürftigkeit und Mangel erblickte, ſo ergriff ihn, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, die Begierde, einſt auch ſo herrlich leben, auch ſo köſtlich ſpeiſen zu können. Aus dieſer Abſicht machte er beſtändig Plane, die er aber, wenn er ſie ausführen wollte, durch viele Hinderniſſe vereitelt ſah. Er grub in ſeine Woh-nung, die einem Keller glich und zu ebener Erde war, nach Schätzen, aber er fand keine. Endlich entſchloß er ſich, Alles das, was ſein Herz be-gehrte, zu ſtehlen. Er hatte in dem Hauſe des Edlen M. viele Kleinodien in einem Schranke be-obachtet, auch deutlich wahrgenommen, daß in der Chatoulle vieles Geld verborgen liege. Durch zwei Monate verſuchte er Beides zu entwenden, und wurde immer an der Ausführung ſeiner That ver-hindert. Die Sehnſucht nach dieſen Schätzen mehrte ſich täglich, und da er endlich keine andere Hilfe ſah, ſo verleitete ihn ſeine Begierde bis zum Mord. Er gieng einſt Abends im Dunkeln, die Glocke hatte eben ſieben geſchlagen, nach dem Hauſe des M. Er wußte, daß dieſer in Geſellſchaft, nur

ſeine kranke Gemahlin mit zwei weiblichen Bedienten zu Hauſe war. Mit einem ſcharf geſchliffenen Schuſterkneip trat er in das Zimmer des Portiers, und ſtieß dieſen ſogleich über den Haufen, nun gieng er eine Treppe höher, traf die Kammerjungfer im Vorhauſe, ermordete ſie ebenfalls, und trat in's Zimmer der Hausfrau, welche er auf eben dieſe Art nebſt der andern Magd umbrachte. Ohne von den Koſtbarkeiten etwas anzurühren, harrte er an der Hausthüre des kommenden M., der ſchon um acht Uhr mit einem Bedienten nach Hauſe kam. Ehe Beide die Treppe erreichten, ſo wälzten ſie ſich ſchon röchelnd in ihrem Blute. Der Schuſter nahm nun, was er zu beſitzen wünſchte, entkleidete die Todten, und legte ſie alle in ihr gewöhnliches Bett. Er ſchloß die Thüren hinter ſich zu, und war ſchon um neun Uhr wieder in ſeiner Wohnung, wo er ſich noch weislich mit ſeinem Hausherrn unterredete, und dann bei Nacht die Schätze ſehr künſtlich unter einem alten Balken vergrub. Aufgemuntert durch die gelungene That, immer begieriger nach Mehrerem, verſuchte er dies in anderen ihm bekannten Häuſern. Stets lauerte er, nach ſeiner Ausſage, an den Thüren, und war ſchon ſo geſchickt, daß er auch im Finſtern nie das Herz verfehlte. Schon hatte er auf dieſe Art fünfundfünfzig Perſonen ermordet, ſchon an Geld und Juwelen über einmalhunderttauſend Zechinen geſammelt, als er zum Zweitenmale eingezogen wurde.

Nach ſeinem Bekenntniſſe wollte er noch viele Familien ermorden, ſeine unmenſchliche Thaten ſo lange fortſetzen, bis er zweimalhunderttauſend Zechinen geſammelt hätte, dann wollte er in ein anderes Land ziehen und dort wie ein großer und reicher Mann leben.

Der Juſtizverwalter ließ ihn ſogleich wieder nach dem Gefängniſſe bringen, und eilte mit der gemachten Entdeckung zum Herzog. Früh durchſuchte man nochmals die Wohnung des Schuſters, und ob er gleich den Ort beſchrieben hatte, wo die Schätze liegen ſollten, ſo fand man ſie doch nicht, bis man den Delinquenten ſelbſt hinführte. Bei dieſen Schätzen fand man auch ſein Mordgewehr, nebſt einer Liſte von denjenigen Perſonen, die er noch zum Opfer beſtimmt hatte. Die alte Gräfin, welche ſo ſehnlich für den Mörder bat, war auch unter ihnen. Schon längſt, bekannte er, hätte er ſie ermordet, wenn er nicht gewußt hätte, daß ſie ein Kapital, welches ſie ſchon aufgekündigt hatte, nach Hauſe bekäme, auf dieſes hatte er bis jetzt vergebens geharrt.

Die ganze Stadt frohlockte, als ſie gewiß vernahm, daß der Thäter entdeckt ſey. Mit einer Art Enthuſiasmus ſah man dem Tag entgegen, an welchem er für ſo ſchaudervolle Verbrechen büßen ſollte; aber wie ſehr erſtaunte man, als er bald darauf todt nach dem Richtplatz geſchleppt und dort auf's Rad geflochten wurde.

Der Böſewicht war, als ihm ſein ſchreckliches Todesurtheil vorgeleſen wurde, im Anfall der Wuth und Verzweiflung gegen die eiſernen Schranken des Gerichtsſaals gerannt, daß ſein Gehirn rings umher ſpritzte. Schrecklich war ſeine That! ſchrecklich ſein Tod! aber gewiß noch ſchrecklicher die Strafe, die ihn jenſeits erwartete.

Das ſeltſame Kleeblatt.

Ich habe mein Leben ſatt, ließ ſich in Liefland einer der Gäſte in einem Weinhauſe aus, und wenn ich nur nicht allein zu gehen brauchte, ich gienge.

Niemand antwortete ihm, und er verließ die Materie, und mengte ſich in andere Geſpräche. Die Geſellſchaft verminderte ſich und gieng nach und nach ganz auseinander.

Zwei davon waren geblieben. Wie der letzte ohne ſie fort war, ſagten ſie zu dem Lebensmüden: Mein Herr! war das Ihr Ernſt, daß ſie aus der Welt gehen wollen.

Allerdings, meine Herren, erwiederte er. — Auſſerdem, daß ich nie eine Unwahrheit ſage, pflege ich auch ein gegebenes Wort nie zurückzunehmen.

Wohl, ſagten Jene. Sie haben Geſellſchaft, und wir gehen mit Ihnen.

Warum das? meine Herren, ich pflege nichts ohne zureichenden Grund zu thun, noch vielweniger Andere in etwas zu beſtärken, was keinen zureichenden Grund hat.

Wir haben Schulden, die uns drücken, können ſie nicht bezahlen, haben keine einzige Ausſicht in der Welt durchzukommen, weil wir zu keinen Spizbübereyen unſre Zuflucht nehmen wollen. Die Leute, die bei unſerem Tode zu kurz kommen, haben ſo viel ſchon hinlänglich an uns gewonnen.

Ich habe, ſagte der Eine, in Spaa einmal das Glück gehabt, eine große Bank zu ſprengen. Gauner nahmen mich gleich in Beſchlag — ſpielten mit mir Tete a Tete. Ich verlor in kurzem Alles, und anſehnliche Summen auf Wechſel. Die kann ich nicht bezahlen.

Ich, ſagte der Andere, war in Kriegsdienſten, hatte mich tapfer gehalten, und ein Anderer trug den Lohn davon. Ich hatte mir Hoffnung zum Avancement, und darauf ſchon Schulden gemacht. Wie ich am Ziele zu ſeyn glaubte, wurde mir ein junger Baron, der noch kein Pulver gerochen, vorgezogen. Ich quittirte, ohne zu wiſſen, wovon zu leben. Nachher fiel mir's erſt ein. Ich lebte wie ich konnte, bin viel ſchuldig, hätte Credit genug, um noch mehr ſchuldig zu werden, allein, ich weis, ich kann nicht bezahlen. Alſo will ich lieber aus der Welt gehen, als noch Mehrere anführen.

Meine Herren, ſagte der erſte Anfänger, ich muß ſie und ihren Entſchluß bewundern. Könnte ich Ihnen helfen, ſo wollte ich Ihnen ſelbſt die ſchöne That auszureden ſuchen, aber ſo habe ich gerade

noch ſo viel als zu einem recht artigen Schmauſe gehört, den geb' ich Ihnen, und in der letzten Bouteille Wein nehmen wir die Unſterblichkeit zu uns.

Bravo, riefen Alle, das iſt herrlich.

Der Tag wurde verabredet, feſtgeſetzt. Der Unternehmer beſorgte ſein Abendeſſen, und ließ auftragen, was nur Gutes zu haben war. Weine aller Art waren nicht geſpart, und eine Flaſche wurde tüchtig mit Arſenik gewürzt, und zurückgeſetzt.

Mittlerweile, daß dieſe Veranſtaltungen getroffen wurden, ſtießen die beiden ſchuldenreichen Kompetenten des Todes auf einen Jüngling, der durch eine fehlgeſchlagene Liebe halb ſchwermüthig geworden. Sie trafen ihn in einem Hauſe der Freude, in dem ſie der Wolluſt ihren lezten Zoll brachten. Er hatte ſich auch dahin begeben, um ſich für verſchmähte Zärtlichkeit ſchadlos zu halten. Aber er fand Eckel ſtatt froher Stunden, die er ſuchte. Wie ſie ſich mit ihm in ein Geſpräch einließen, fanden ſie ihn nicht ungeſchickt, und nicht ungeneigt, den vierten Mann in ihrem Zirkel abzugeben. Sie brauchten in dem Zuſtande, in dem er war, nicht gar zu viel Ueberredungsgründe Sie betäubten ihn, er ſagte ihnen die Parthie zu, und gieng auch gleich mit ihnen.

Man ſetzte ſich bei der Ankunft gleich zur Tafel. Der Unternehmer des Ganzen war äußerſt aufgeräumt, und artig. Er fieng an eine ſehr

lange Rede über ſeinen Entſchluß dies Leben zu verlaſſen, zu halten.

»Ich bin, ſagte er unter andern, durch ſo viel verſchiedene Lebensarten durchgegangen, daß ich nicht glaube, daß noch eine übrig iſt. Ich habe in allen erfahren, daß der Menſch ein elendes leidendes Geſchöpf iſt, daß er für ſeine eigne Glückſeligkeit auf keine andere Art etwas beizutragen vermag, als dadurch, daß er Andere glücklich macht. Dies kann der Eine auf die eine, der Andere auf eine andere Art. Ich für meine Perſon konnte dies auf keine andere Art, als durch mein Vermögen.

Ich habe hierin gethan, was in meinen Kräften ſtand. Wer mir ziemlich wahrſcheinlich bewies, eine Summe könne ſein Glück machen, dem gab ich ſie. Natürlich ſchmolzen meine Gelder dadurch zuſammen. Ich bin fertig, und ſehe nun keine Möglichkeit mehr, einem Anderen zu dienen. Mich ſelbſt könnte ich allenfalls mit Arbeit durch die Welt bringen, aber auſſer dem, daß mich das entſetzlich geniren würde, ſo glaube ich gar nicht, daß der Menſch um ſeiner ſelbſt willen da iſt.«

Der letzte Kandidat fiel hier dem Älteſten in die Rede.

Gerade das, mein Herr, iſt der Punkt, den ich Ihnen widerſtreiten muß. Wäre der Menſch um anderer Menſchen willen in der Welt, wie ſie zu ſagen belieben, und durch ihr Leben wirklich dar-

gethan haben, ſo müße ich allerdings noch in der Welt bleiben. Weil ich aber glaube, daß der Menſch nur für ſich in der Welt lebt, und ich nur für mich gelebt habe, und für mich keine Freude mehr am Leben finde, ſo gehe ich.

Darum, mein Freund, erwiederte der Erſte, ſind die Gedanken der Menſchen verſchieden, und jeder handelt nach den ſeinigen. Darum muß kein Einziger Proſelyten machen. Sie ſterben nach Ihrem Syſtem, ich nach dem meinigen.

Es wurde hierauf noch viel von der Richtigkeit des Lebens geſprochen, es wurden alte und neue Geſchichten hervorgeſucht, die den Selbſtmord vertheidigten, wobei der neue Kandidat mehrentheils ſtill, und nachdenkend blieb. Wenn zuweilen etwas von Gründen auf's Tapet kam, was die Nutzbarkeit des Lebens für andere Menſchen zum Gegenſtande hatte, ſo widerſprach er allemal, und behauptete, man ſey nicht gebunden, für Andere da zu ſeyn, ja er wurde einigemal verdrüßlich, wenn ihm die Philoſophie des Wirths zu ſtark und wirkſam ſchien.

Man hatte ſich ziemlich benebelt, man hatte tauſenderlei Dummes und Kluges durcheinander geſprochen, man war an die vorletzte Flaſche gekommen, und auf ein glückliches Wiederſehn wurde dieſe von Allen mit Standhaftigkeit und keinem wenigſtens merklichen Wanken ausgetrunken.

Jetzt hatte der Wirth die letzte. In dieſer

meine Herrn, ſprach er, ruhet Unſterblichkeit, der wir bald theilhaftig ſeyn werden. Dies iſt die ſchöne Panazee, die dem Leidenden ſein Leid, dem Kranken ſeine Schmerzen vergeſſen machen kann. Sie erinnert uns daran, daß wir frei ſind, iſt dem Sklaven Freiheit, dem Armen Gold, dem Unruhigen Ruhe, dem Unglücklichen Glück.

Er theilte die Flaſche in vier gleiche Theile ein, ergriff hierauf ſein Glas und ſagte:

Ich gehe ruhig und gern. Ich hatte vom Himmel Reichthum empfangen, um dieſe ſeine Gabe zu vertheilen. Das that ich nach beſten Wiſſen und Gewiſſen. Ich wurde in dieſe Welt geſetzt, um unter den Menſchen für ſie zu leben. Ich thats. Ich kann nun nicht mehr für ſie leben. Ich nehme meinen Abſchied. Ich wähne, ich bin für einen andern Erdball beſtimmt. Ich gedenke des morgenden Tages, denke es könne irgend ein Unglücklicher, die zu mir zu kommen gewohnt ſind, bei mir erſcheinen, und mich um Hilfe anſprechen, und ich würde verzweifeln, wenn ich ſie ihm nicht geben könnte. So hoffe ich Morgen in einer Sphäre zu ſeyn, wo ich wieder wohlthun kann.

Er leerte hierauf ſein Glas bis auf den letzten Tropfen.

Jetzt ergriffen die beiden Andern ihre Gläſer. Wir haben all die Philoſophie nicht nöthig, ſagten ſie. Wir ſehen Morgen der nämlichen Menge von Mahnenden entgegen, die uns Heute früh be-

ſtürmten, und die wir nur mit Mühe von unſern Zimmern brachten. Wir wüßten alſo nicht, was uns abhalten ſollte, uns dieſem Uebel zu entziehen. Wir glauben an Prädeſtination, und unſere Beſtimmung war's, hier auf dieſer Stelle unſerm Leben ein Ende zu machen. Beide leerten das Glas ohne Schaudern.

Jetzt war die Reihe an den vierten Kandidaten. Er hatte das Glas in der Hand, und ſahe durch daſſelbe ins Licht. Dann ſetzte er es nieder.

Sie haben mir die Ehre erwieſen, meine Herren, fieng er an, mich in ihre Geſellſchaft zu ziehen, und ich danke Ihnen dafür. Sie haben mich mit dem Tode durch ihre Unterhaltungen bekannter gemacht, als ich vormals mit ihm war. Ich wünſchte mir ihn ſeit einiger Zeit aus Ueberdruß des Lebens. Ich ſah jetzt ein, daß das ein thörichter Wunſch von mir war. Ich hätte mir nicht den Tod, ich hätte mir Standhaftigkeit zum Tode wünſchen ſollen. Mein Wunſch iſt erhört, ich habe von Ihnen Allen dieſe ſeltene Kunſt gelernt. Die Gründe, meine Herren, aus denen Sie dieſe Welt verlaſſen, vermag ich nicht zu tadeln, denn Jeder kann nur Richter über ſich ſelbſt ſeyn. Aus denſelben Gründen verlaſſe ich aber die Welt nicht. Ich habe Geld genug, um Gutes zu thun. Schuldig bin ich keinem Menſchen einen rothen Heller. Ich muß alſo dieſen Trank, den ſie Unſterblichkeit zu nennen belieben, und der ſo ſchön goldgelb in

dieſem Pokal ſcheint, aus andern Urſachen nehmen. Des Herrn Philoſophie dort hatte mich ein wenig irre gemacht, und in der That verdiente ſie wohl, daß ich mich in meinen Verhältniſſen gegen dieſelbe ein wenig beſchäftigte. Ich hinterlaſſe ein großes Vermögen, und zwei Brüder, die ſehr liederlich ſind, nicht allein mit Schmerzen auf mein Abſterben hoffen, ſondern ſich auch ſchon vorgenommen haben, meinen Reichthum tapfer durch die Gurgel zu jagen.

Jetzt fieng das Gift ſchon bei den dreien zu wirken an. Einer der Schuldenreichen bat ihn mit verzerrtem Geſichte, ſeiner Rede ein Ende zu machen, weil es ihm ſonſt ſchmerzhaft fallen würde, allein nach ihrem Tode übrig zu ſeyn, und zu leiden.

Ich habe nur noch wenig Worte übrig, meine Herren, fuhr er fort. Ich habe außerdem, was ich ihnen ſchon zu ſagen die Ehre hatte, noch niemals einen Sterbenden geſehen. Sie verhelfen mir jetzt auch hierzu. Ich muß Ihnen aber ſagen, daß die Vorbereitungen zu ihrem Tode mir gar nicht gefallen. Wenn ich nur mich unter einem ſolchen Anblicke denke, wie ich Sie jetzt ſehe, ſo ſchaudre ich davor. Ich finde, daß ich ein Thor war, mich auf etwas einzulaſſen, womit ich noch nicht bekannt war. Ich finde, daß ich mich ſo ſchlecht in Ihre Geſellſchaft ſchicke, daß ich ſie um Verzeihung bitten muß, daß ich mich zum vierten Mann anheiſchig machte. Ich wünſche Ihnen die

glücklichſte beſte Reiſe von der Welt, und daß ſie dort alle ſo placirt werden mögen, wie es Ihr eigener Wunſch iſt.

Er ſtand auf, und empfahl ſich. —

Aber, riefen die Beiden, die ihn mitgenommen, ihm zu, haben ſie nicht bei einem Hundsfott verſprochen, mitzugehen.

Wenns der Mühe verlohnte, mich noch mit Ihnen zu ſchlagen, meine Herren, erwiederte er, ſo ſollte das geſchehen, aber in Ihren Umſtänden kann ich Ihnen keine Revange geben.

Sie verſuchten Beide noch aufzuſtehen, und ihm nachzugehen, aber vergebens.

So verließ er ſie, der dritte, der dem Tode ſchon näher geweſen, als die Beiden, hate, wie er zu bemerken meinte, durch Nicken ſeinen Beifall zu erkennen gegeben.

Man darf keineswegs an der Wahrheit dieſer Geſchichte zweifeln. Sie hat ſich wirklich zugetragen, und wenn ſie ſchon einen Anſtrich vom Komiſchen hat, ſo iſt ſie von einer andern Seite betrachtet, traurig genug.

Wehe dem Menſchen, mit dem es ſo weit kömmt, daß er gegen das Leben gleichgültig wird. Das iſt ein gewiſſer Beweis, daß er ſich nie um den Werth deſſelben bekümmert hat. Gar nicht von der Zukunft, ſondern nur vom Gegenwärtigen zu reden, heißt es allerdings ſeine Würde ſich

ſelbſt geraubt, wenn man glaubt, man ſey eine Null in der Schöpfung, da man das edelſte Geſchöpf derſelben iſt, wenn man ſo gelebt hat, daß ſich kein Menſch mehr um einen bekümmert.

Auch der Erſte, der Philoſoph, der ſo gut gewirthſchaftet zu haben, und mit vielem Rechte zu ſterben glaubte, war gewiß äußerſt bedauernswürdig. Ein gutes Herz hat er verſchleudert, und das mehr als die Glücksgüter, die ihm der Himmel zufallen laſſen. Konnte er nicht eben durch dieſes gute Herz Andere auf den Weg bringen, Gutes zu thun. Wußte er, wie weit ſein Beſtimmungskreis ſich ausdehnte?

Der junge Menſch, der ſich vom Untergange gerettet, hatte vorher ſehr leichtſinnig über alle Dinge gedacht. Dieſer Zufall machte ihn aufmerkſam. Er ſagte, es ſtünden ihm bei jeder Handlung die verzerrten Geſichter vor Augen, und er hätte ſich ſeit der Zeit noch nicht entſchließen können, etwas zu thun, wovon er auch nur den kleinſten inneren Vorwurf gefühlt. Dieß gehe ſo weit, daß er ſich lieber in Geſellſchaften lächerlich mache, als verſchiedenen Ausſchweifungen Gehör gäbe.

Und wenn wirklich, meinte er, Todte aus Gräbern aufgeſtanden wären, und ihm gepredigt hätten, ſo hätte das nicht die Wirkung thun können, die der Anblick der drei Sterbenden gemacht. Er ſey nachher oft an Sterbebetten geweſen, und

habe Menſchen an Krankheiten ſterben ſehn, aber das ſey ein ſanfter Tod geweſen. Er finde es äußerſt abgeſchmackt, daß der Menſch ſich der Vorbereitung zum Tode, die die Natur in ihm hervorbringe, und ihn denſelben dadurch erträglicher mache, entziehen wolle.

Antoinette.

Auf ihrem Gute E. wohnte vor Jahren eine Kommerzienräthin, und neben der Kirche im Dorfe der Pfarrer des Dorfes, deſſen Kirchenpatron der Beſitzer jenes Gutes iſt. Der Mann war jung und blühend, und dies fand die Kommerzienräthin noch in viel vollkommneren Maaße, als die übrige Welt. Sie nöthigte ihn daher oft zu ſich, und der Pfarrer gieng auch oft dahin, nicht der Kommerzienräthin zu Gefallen, ſondern weil ein anderer Gegenſtand ihm den Aufenthalt angenehm machte. Antoinette, Kammer- und Stubenmädchen der Räthin, hatte ihn gefeſſelt. Sie war ein ſchönes blondes Mädchen, ihr goldenes Haar rollte den weißen Nacken herab, ihr Wuchs war blendend, ihr Auge ſanft, ihr Lächeln bezaubernd. Mehr aber als Alles das mußte der edle gefühlvolle Pfarrer ihre ſchöne Seele bewundern. Menſchenfreundlich, liebreich, wohlthätig, ſchien ſie nur geboren zu ſeyn, Unglückliche glücklich zu machen, und wenn ihre Sphäre nicht ſo eingeſchränkt geweſen wäre, ſie hätte jede Thräne getrocknet, die im Kreiſe ihrer Bekannten geweint wurde.

Die Mutter der Kommerzienräthin hatte das Mädchen als eine arme Waiſe zu ſich genommen, die keinen Zufluchtsort hatte. Das edle Weib hatte ihr mehr die Erziehung einer Tochter als eines Dienſtmädchens gegeben, und hatte auf ihrem Todenbette ſie der Tochter als ein vom Himmel vertrautes Pfand anempfohlen.

Die Tochter hatte der Mutter nicht nachgeahmt. Anſtatt Antoinetten's Freundin zu ſeyn, war ſie nichts weiter, als ihre Herrſchaft. Das arme Mädchen war aber doch zufrieden, kannte ihren Stand, liebte die Kommerzienräthin, und erfüllte jeden ihrer Wünſche.

Lange konnte es dieſer Frau nicht verborgen bleiben, daß der junge Pfarrer Antoinette mehr zu Gefallen käme, als ihr. Sie ließ es dem Pfarrer anfangs nicht entgelten, aber Antoinette empfand ihre Launen. Sie weinte oft darüber, und als es ihr endlich unerträglich wurde, ſie immer böſe auf ſich zu ſehen, warf ſie ſich ihr einmal zu Füßen, und bat ſie, um ihrer verſtorbenen Mutter willen, ihr die Urſache ihres Zorns zu entdecken.

„Glaubſt du, daß ich den Handel zwiſchen dir und dem Pfarrer nicht merke. Hochmüthiges Mädchen! du denkſt wohl bald Frau Pfarrerin zu heißen. Trau ihm nur, er wird dich ſchon hintergehen. Er könnte dich von mir fordern, und ich würde dich ihm nicht geben, denn du wäreſt bei ihm unglücklich.“ Antoinette weinte die bitterſten

Thränen, betheuerte mit den heftigſten Schwüren, daß ſie nie mit dem Pfarrer ein anderes, als gleichgültiges Wort geſprochen, daß er ihr nie etwas von Liebe geſagt, daß ſie nie ihre Gedanken ſo hoch erhoben, und daß ſie ihr verſpräche, ſie wollte nie daran denken.

Dies beruhigte die Kommerzienräthin, und auf einige Zeit war der Friede hergeſtellt.

Hatte Antoinette vorher nie auf den Pfarrer Acht gehabt, ſo bemerkte ſie ihn jetzt genau und immer. Nun, wenn ihre Blicke den ſeinigen begegneten, ſah ſie verſchämt vor ſich nieder, und wurde roth. Jetzt bemerkte ſie, daß er ein ſchöner Mann war, und alle Tage fand ſie ihn ſchöner. Sie weinte einigemal darüber. Bin ich nicht unglücklich, ſagte ſie, daß ich nicht fühlen kann, wie ich will, daß ſich Gedanken mit Gewalt in mir aufdrängen, die ich verſprochen habe, nicht zu haben. Gott ſey bei uns, ich glaube, er hat mir's angethan. Ich kann ihn nicht ſehen, ohne roth zu werden, ohne daß ein Feuer durch meine Adern fährt. Aber ich will's ihm ſagen. Ich will ihn bitten, er ſoll mich nicht mehr anſehen.

Wirklich rief ſie ihn den andern Tag in den Garten. Lieber Herr Pfarrer, ſagte ſie, ich habe eine recht große Bitte an Sie, aber Sie müſſen mich nicht auslachen.

Der Pfarrer hatte in der Welt noch nichts ſehnlicher gewünſcht, als Antoinetten einen Dienſt

erweiſen zu können, er verſprach alſo auf's Heiligſte, ihre Bitte zu erfüllen.

Antoinette. Meine Herrſchaft zürnt Ihretwegen mit mir. Sie glaubt, wir haben ein Verſtändniß mit einander. Darum bitte ich Sie, ſehen Sie mich nicht ſo oft an.

Sie wurde auch jetzt feuerroth.

Pfarrer (betäubt und theilnehmend). Gerade das, liebe Antoinette, iſt das Einzige, was ich von Allem in der Welt Ihnen nicht verſprechen kann. Ich würde verſprechen, was ich nicht halten könnte. Wenn ich Sie ſehe, muß ich Sie anſehen, und da wir einmal jetzt ſo weit gekommen ſind, ſo muß ich's Ihnen nur geſtehen: Ich liebe Sie, ich wünſche Sie zu meiner Frau, ich mag keine andere, als Sie.

Antoinette. So machen Sie mich unglücklich.

Pfarrer. Wer ſagt das, Kind, wer kann das behaupten? Der muß eine ſchlechte Meinung von meiner Liebe zu Ihnen, und von meiner Achtung für Sie haben.

Antoinette. Die Kommerzienräthin hat es geſagt, und zugleich, daß ſie nie ihre Einwilligung dazu geben würde, wenn Sie auch um mich anhielten.

Pfarrer. Das wird ſich finden, liebes Mädchen. Die Kommerzienräthin kann als ihre Herrſchaft Ihnen befehlen, was Sie in Ihrem Dienſte

thun und laſſen ſollen, aber über Ihr Schickſal kann Sie nichts beſtimmen. Darüber ſind Sie Ihr eigener Herr. Indeſſen will ich Sie nicht übereilen. Lernen Sie mich erſt recht kennen, damit Sie überzeugt werden, daß ich es gut mit Ihnen meine.

Die Worte des Pfarrers waren Antoinetten ſüß und angenehm, aber ihre Seele war betrübt, denn ſie hieng zu ſehr an ihrer Herrſchaft. Sie kehrte ſehr traurig aus dem Garten zurück. Sie wußte, ſie hatte das Uebel ärger gemacht. Nicht allein lag ihr die Perſon des Pfarrers im Sinn, ſondern der Gedanke, zu welcher Ehre er ſie erheben wolle, war ihr ſchmeichelhaft. Sie konnte kein höheres Glück ſich denken, als Pfarrerin des Dorfes zu ſeyn, und an dieſem Glücke wollte die Kommerzienräthin ſie hindern.

Der Pfarrer wußte wohl, was die Kommerzienräthin wollte, aber das wollte er nicht. Er paßte jetzt jede Gelegenheit ab, wo er mit Antoinetten allein ſeyn konnte, zeigte ſich ihr von ſo viel vortheilhaften Seiten, daß ſie ihm täglich gewogener wurde, ihn ſo liebte, daß ſie ſelbſt fühlte, ſie würde mit ihm die glücklichſte Perſon ſeyn, und endlich zugab, daß er bei der Kommerziearäthin um ſie anhielt.

Der Pfarrer hatte nicht verſäumt, dieſer öfters ſeine Aufwartung zu machen, hatte ihrer Freundlichkeit, Höflichkeit, ihren verliebten Blicken, kalten

Scherz entgegengeſetzt. Antoinetten's Verſprechen, in welches ſie kein Mißtrauen ſetzte, hatte ſie von der Seite beruhigt, und ſie hoffte immer noch zu ihrem Zwecke zu kommen.

Heute gerade war ſie in der beſten Laune, als er erſchien, und freute ſich, da ſie ihn ſah, nahm ſich vor, jeden ihrer Reize aufzubieten, und ſchmeichelte ſich der Gewißheit ihrer Eroberung, als der Pfarrer ſie anredete.

Frau Kommerzienräthin, ich komme Heute in der Abſicht zu Ihnen, Sie um eine große Gefälligkeit zu bitten, deren Erfüllung mein ganzes Glück beſtimmt.

Kommerzienräthin. Und was könnte ich Ihnen abſchlagen, wenn's Ihr Glück beträfe? Sie verkennen eine Freundin, die mehr als Achtung für Sie fühlt, und Niemand lieber als Ihnen etwas aufopfert.

Pfarrer. Sie haben ein Kleinod in Ihrem Hauſe, auf deſſen Beſitz ich ſtolz ſeyn würde. Ein liebes Mädchen, deren Seele mit der meinigen ſo ganz ſympathiſirt — (die Kommerzienräthin wurde feuerroth). Geben Sie mir Ihre Antoinette zur Frau und Sie machen mich zum ſeligſten aller Männer.

Kommerzienräthin. Sie ſcherzen, Herr Paſtor. Ein Dienſtmädchen zu Ihrer Frau? was würde die ganze Gemeinde dazu ſagen, am Ende

könnte man gar glauben, Sie heirathen das Mädchen dem Kirchenpatron zu Gefallen.

Pfarrer. Madame! doch, ich glaube vielmehr, Sie ſcherzen. Es iſt keine Seele in meiner Gemeinde, die nicht für Antoinetten die größte Hochachtung hätte. Jedermann liebt ſie ſogar, und ich glaube, ich könnte Allen kein beſſeres, angenehmeres Geſchenk, als mit einer ſolchen Pfarrerin machen.

Kommerzienräthin. Das hat Ihnen das närriſche Mädchen ſo eingeſchwätzt. Haben Sie denn mit ihr ſchon Alles richtig gemacht, und hat ſie eingewilligt, daß Sie mit mir davon reden ſollen? Das glaub' ich kaum.

Pfarrer. Wie können Sie das nicht glauben. Ich ſollte mich Ihnen in der Abſicht zeigen, in der ich hier bin, ohne die Hauptperſon darüber zu befragen. Nein, ſie iſt Alles zufrieden. Sie liebt mich, und unſrer Herzensverbindung ſteht nichts als Ihre Einwilligung im Wege.

Kommerzienräthin. Die Ihnen auch wohl ewig im Wege ſtehen wird. Ich kann nicht zugeben, daß Sie, Herr Paſtor, Ihrem Stande etwas vergeben — ich kann nicht zugeben, daß mein Dienſtmädchen ſich über die Grenzen erhebt, die ihr Stand ihr vorſchreibt. Ich kann nicht zugeben, daß eine ärgerliche Geſchichte in Anſehung meines Mannes zu Markte gebracht wird, und

endlich, lieber Herr Paſtor, warum wollen Sie heirathen?

Pfarrer. Welche Frage, Frau Kommerzienräthin? Wenn ich Sie Ihnen in Anſehung der Vorzeit zurückgäbe?

Kommerzienräthin. Sonderbarer Mann! das iſt ein großer Unterſchied. Ein Mädchen muß unter die Haube zu kommen ſuchen. Was fehlt aber Ihnen? Sie können die beſte Parthie abwarten — und indeſſen, lieber Herr Paſtor, gewiſſe Leute ſind bei ſehenden Augen blind.

Pfarrer. Wollen es ſeyn, Frau Kommerzienräthin. Ich wüßte in der That nicht, wie ich bei meinem Amte und Stande dazu käme, da zu ſehen, wo mich die Pflicht bindet, blind zu ſeyn. Ich dächte, Sie von Ihrer Seite bedächten, wie leicht Sie Ihren Gemahl in's Gerede bringen könnten. Uebrigens ſehe ich, daß ich bei Ihnen nichts erlangen werde, und werde mich an Ihren Herrn Gemahl wenden.

Er verließ bei dieſen Worten die vor Wuth ſchäumende Kommerzienräthin.

Seine Sache aber hatte er nicht gut gemacht. Er wußte nicht, daß Sie über Ihren Mann uneingeſchränkte Gewalt hatte. Ein Briefchen von ihr verrückte des Pfarrers ganzes Konzept, und Antoinette mußte nun das Opfer davon werden.

Dieſe kam wenig Augenblicke, nachdem er die Räthin verlaſſen, zu ihr. Du haſt ſchön Wort

gehalten, ſagte ſie wild. Der Pfarrer hat mit deiner Bewilligung bei mir um dich angehalten.

Antoinette. Ach; Madame, er iſt ein ſo guter, ſo lieber Mann, ich kann's ihm nicht abſchlagen. Geben ſie mich ihm doch. Sie machen mein Glück auf immer. Ich kann nie einen beſſeren Mann bekommen.

Kommerzienräthin. Geh fort in deine Kammer. Ich hätte dir damals nicht geſagt, du würdeſt mit ihm unglücklich ſeyn, wenn ich's nicht gewußt hätte. Ich werde dich rufen laſſen.

Antoinette gieng weinend, und jetzt ließ die Räthin ein Mädchen in ihrem Hauſe zu ſich kommen, die ſich mit einem ihrer Domeſtiken vergeſſen und als ſchwanger angegeben war.

Hier, Friederike, ſagte ſie, ſind zwanzig Thaler. Die gebe ich dir, wenn du Antoinetten ſagſt, daß du ſchwanger vom Pfarrer wäreſt. Da mußt es aber im Nothfall dem Pfarrer in's Geſicht ſagen. Zur Unterſuchung kömmt es nicht, und die Sache wird in der Stille abgethan. Antoinette will den Pfarrer heirathen, und ich gebe nicht zu, daß ein Dienſtmädchen meines Hauſes inskünftige an meiner Tafel ißt.

Außer den zwanzig Thalern, die Friederiken blendeten, wirkte auch der Neid auf Antoinettens Glück. Sobald ſie ja geſagt, wurde das arme Mädchen gerufen.

Nein, rief Antoinette, wie ſie es hörte, das iſt

nicht wahr, das iſt Verläumdung, der Pfarrer iſt unſchuldig!

Ha, ſagte die Kommerzienräthin, du willſt mich Lügen ſtrafen, — nun ſehe ich, daß du eine abgefeimte Heuchlerin biſt; und nun merke ich Alles. Der Pfarrer hat dich eben auch verführt, und darum treibſt du ſo auf die Heirath mit ihm.

Pfui, ſagte Antoinette erröthend, und feſt. Wann hätte ich ihnen Gelegenheit gegeben, das von mir zu glauben. Meinen ehrlichen Namen laſſen ſie ja — das habe ich nicht um ſie verdient.

Das iſt die freche Sprache aller ſolcher Dirnen. Aber wir wollen dich ſchon kriegen. Morgen ins Arbeithaus auf ſo lange, bis wir wiſſen, woran wir ſind.

Großer Gott! rief Antoinette, wie ſchrecklich ſtrafſt du mich! Sie lief fort, und weinte in ihrer Kammer.

Gegen Abend kam ein Bedienter, und kündigte ihr an, ſie ſollte Morgen zum Kommerzienrath in die Stadt kommen. Wir bedauern ſie Alle, gute Antoinette, ſetzte er hinzu, und unſern guten Pfarrer auch.

Nun ſah ſich das arme Mädchen von Allen beſchimpft. Verzweiflung ergriff ſie. Sie ſah kein Mittel ſich zu retten. Ich will zu meinem Gott gehen, ſagte ſie zu ſich. Sie betete die ganze Nacht. An den Pfarrer ſchrieb ſie folgendes Zettelchen:

„Wir ſind Beide unſchuldig, das weis Gott,

zu dem ich gehe. In der Gehre werden ſie mich finden.“

Der Tag grauete kaum, ſo gieng Antoinette fort dem Fluſſe zu, der am Dorf vorbei floß. Eine alte Bekannte begegnete ihr.

Alte. Sie iſt ſo unordentlich gekleidet, Antoinette, wie kömmt das?

Antoinette. Wohin ich gehe, brauche ich keinen Putz. Geht ſie in's Dorf, gute Alte?

Alte. Gerade zu. Hat ſie was dort zu beſtellen, ſo geb ſie mir's her. —

Antoinette. Das Zettelchen an den Paſtor. Grüſſe ſie ihn recht ſchön von mir.

Alte. Der Gruß wird ihm lieb ſeyn. Nun, Adieu. Verkälte ſie ſich nicht, Antoinette, geh ſie bald nach Hauſe.

Antoinette erreichte den Fluß. An einer ſeiner Krümmungen ſtand eine hohle Weide, unter deren Höhlung der Fluß ein ziemlich ſtarkes Loch aufgeriſſen. Das Waſſer war ſeicht. Antoinette ſteckte den Kopf in dieſe Höhlung, und war bald von ihrer Marter befreit.

Nach einer halben Stunde kam der Pfarrer, zog ſie ſelbſt hervor, und trug ſie in ſein Haus. Friederike geſtand Alles, und der Pfarrer brachte es dahin, daß Antoinette ehrlich begraben wurde. Die Kommerzienräthin mußte viel Strafe geben. Der Pfarrer legte ſeine Stelle nieder, und man weis nicht, wohin er gekommen.

Lippolt, der Schiffer.

In einem Dorfe an der Oſtſee geboren, von Jugend auf mit Waſſer, Wellen und Sturm bekannt, aus einer Familie, die von undenklichen Zeiten her ſich als Opfer eines naſſen Todes angeſehen, und von welcher wenig Männer eines andern geſtorben, widmete ſich Lippolt auch der Schifffahrt. Als Knabe ſchon zeigte er den unerſchrockenſten Muth, und im dreizehnten Jahre war er ganz allein ſo glücklich, von einem geſtrandeten Schiffe, das eine Viertelmeile vom Ufer lag, ſechs Menſchen mit ſeinem kleinen Kahne zu retten. Seine Mutter wollte ihn damals mit Gewalt zurückhalten, ſeine Schweſter lag bittend vor ihm auf den Knieen. Umſonſt, Lippolt, nicht ſowohl aus Ruhmbegierde, denn des Todes mußte er jeden Augenblick gewärtig ſeyn, ſondern aus Menſchenliebe, ließ er ſich nicht abhalten. Sechs Menſchen umarmten ihn als ihren Erretter, und er war nicht ſtolz darüber. Der Schluß auf ſein Herz und ſeine Denkungsart, läßt ſich hiervon leicht machen.

Lippolt wuchs heran, und des Kahnfahrens überdrüſſig, wollte er ſich weiter umſehen. Er

diente als Schiffsjunge mit einem ſo aufmerkſamen Fleiße, daß er bald von dieſer Laſt frei, und Matroſe wurde. Er zeichnete ſich hier ſchnell aus, und die Schiffer ſchätzten ſich glücklich, wenn ſie ihn bei ſich hatten.

Lippolt fand wenig Vergnügen an der rohen Lebensart ſeiner Kameraden. Waren ſie am Lande, ſo brachte er die Zeit, die ſie verſchmaußten, im Studieren ſeines Metiers zu. Waren ſie auf dem Waſſer, ſo ermahnte er ſie, mehr an ſich zu denken, und nicht durch üble Gewohnheiten, die oft im Herzen nicht ſo gemeint wären, den Begriff von ſich zu geben, als wenn ſie ein gottloſes unverbeſſerliches Volk wären. Er bewies ihnen, daß man durch den äuſſeren Schein geblendet, ſie dafür halten müſſe, daß das allgemeine Urtheil der Menſchen dahin gienge, ſie ſtellten ſich nur dann fromm, wenn die Gefahr groß wäre.

Ich, ſagte er, wollte für mein Theil wohl wetten, daß unter 100 Matroſen neunzig beim Fluchen nichts denken, und beim Beten fühlen, was ſie ſagen.

Auf den Schiffen, wo Lippolt war, war daher immer mehr Ordnung, und Sitten, als auf andern. Dachten ſchon ſeine Kameraden anders, als er, ſo fürchteten ſie doch ſeine Vorwürfe.

Bei dieſen Empfindungen aber, kann man ſich's erklären, daß Lippolts Herz auch nicht frei von Leidenſchaften war. Er fand alles ſchön, was

die Natur ſchönes hatte. Sonach war ihm auch das ſchöne Geſchlecht nicht gleichgültig. Aber ſeine innere Denkungsart erhielt ihn lange ſchüchtern und zurückhaltend. Da, wo ſeine Kameraden Befriedigung ihrer Lüſte ſuchten, fühlte er Eckel, und wo er auſſer ſolchen Häuſern einen Gegenſtand antraf, der ihn aufmerkſam machte, da hielt ihn ſein Stand, dem man in dieſem Punkte nicht viel Gutes zutraute, zurück, Bekanntſchaft zu machen.

Schon hatte er dreizehn Reiſen zur See gemacht, ohne gefühlt zu haben, was Liebe ſey, wenn er ſich's ſchon oft wünſchte. Ganz unbekannt mit den Reizen, ſo wie mit dem Genuß der Wolluſt, lehrte ihn jede neue üble Folge, die er bei ſeinen Kameraden, warnahm, den erſten Schritt zu dieſem Laſter fliehen.

Aber Liebe ohne Laſter machte nun einen bald für ihn fürchterlichen Eindruck auf ihn. Er mußte wegen widriger Winde in einem Haven der Oſtſee mit dem Schiffe, auf dem er war, überwintern. Er nahm ſeinen Aufenthalt die Zeit, die er nicht auf dem Schiffe zubringen mußte, in dem Hauſe eines Fleiſchers, deſſen Tochter Antonie beſtimmt war, ihm die erſte Leidenſchaft einzuflöſſen, die Folgen, und zwar die traurigſten für ihn hatte.

Antonie konnte für keine Schönheit gelten, aber ein ſchmachtendes Weſen, mit einem ſanften einnehmenden Karakter verbunden, machte ſie ihm zu

mehr als einem Engel. Sie war ihm eine Göttin, die er anbetete. Sein Feuer entzündete ſich, als er ſie zum erſtenmal ſah, im Augenblick. Sein rollendes Auge heftete ſich ſeit dieſer Zeit auf Antonien. Kein Gegenſtand konnte es mehr davon ablenken.

Antonie war zu ſehr Mädchen, um nicht eine herzliche Freude darüber zu haben, daß ihr Gaſt blos ihr ſeine Blicke ſchenkte. In ihrer Nachbarſchaft wohnten viel ſchöne Mädchen, die Lippolt für den ſchönſten Jüngling erklärten, vergebens aber dies ziemlich laut und oft wiederholten. Antonie ſagte nichts, und machte dadurch ihren Sieg vollkommen. Ihre Beſcheidenheit war für Lippolt ein Grund mehr, ſie zu lieben.

Bis jetzt war es nur noch das Aeuſſerliche, was beide an einander feſſelte. Bald kam nähere Kenntniß dazu. Antoniens Vater, ein rauher, aber biedrer Mann fand Gefallen an Lippolts Umgang, ſah in ihm den Jüngling von Gefühl, von Bildung, von Sitten, die man bei ſeinem Metier ſo ſelten wahrnahm.

Antoniens Vater war reich, und war angeſehen. Der Ort, wo er lebte, hatte durch Lage und Handel den Vorzug, daß der Bürgersmann gewiſſermaßen glänzen konnte. Antonie war ein Mädchen, die Anſprüche auf mehr als einen Handwerker machen konnte. Erziehung, Vermögen und Obſervanz berechtigten ſie dazu. Lippolt ſtand auf

den Schritt, Steuermann zu werden, war kein unangenehmer Geſellſchafter, ſuchte durch netten Anzug ſeiner Denkungsart zu entſprechen, und war ſo bald in alle Geſellſchaften invitirt, die Antoniens Vater hielt, und beſuchte.

Antonie genoß an ſeinem Arm alle Winterluſtbarkeiten des Orts, ohne daß Lippolt je ein unehrbares Wort geſprochen hätte. Aber ſtill nahm ſeine Leidenſchaft mit jedem Tage zu, mit jeder neuen Zuſammenkunft wuchs die Ueberzeugung, ohne ſie würde er nicht leben können, und ſchreckenvoll dachte er an den ſich nahenden Abſchied.

Antonie ihrerſeits ſeufzte nicht minder unter der Laſt des Schickſals, das ſie trennen ſollte. An einem der vielen Abende, die ſie allein beiſammen verlebten, entwickelte es ſich bei Beiden, daß ſie ſich liebten, ein Zufall, den der Leſer nicht ungewöhnlich finden, und deſſen Gang er gewiß ſelbſt entwickeln kann. Im erſten Augenblick erleichterte es ihre Herzen etwas. Sie fanden in dem gegenſeitigen Geſtändniß ihrer Gefühle Ruhe. Lange aber dauerte es nicht, als das Lieben und Trennen ihre Seelen zu neuer Schwermuth empörte, die viel Wolken über ihre Heiterkeit zog, dennoch aber den Sonnenſchein der zärtlichſten Liebe nicht immer zu verdrängen vermochte.

Antoniens Vater hatte, ſo gleichgültig ihm Alles ſchien, was um ihn war, ein äußerſt aufmerkſames Auge auf Beide gehabt. Er blickte in ihre

Herzen, ſo wie er auf ihre Handlungen ſah. Er freuete ſich unendlich, in einem rohen Schiffsmanne einen Jüngling für Antonien zu finden, den er am Lande vergebens ſuchte. Er bedauerte ſie noch öfters. Zuletzt, als er von Beider Ehrlichkeit und Unſchuld vollkommen überzeugt war, überraſchte er ſie einmal, bei einer herzlichen Zuſammenkunft. Sie fuhren zuſammen.

Wozu das? ſagte er. Wüßte ich nicht, wie ihr Beide denkt, ſo würde ich auf ein böſes Gewiſſen ſchließen, aber das ſoll mir eine Warnung ſeyn, Niemand mehr nach der erſten Extaſe zu beurtheilen. Glaubt ihr, ich bin ſo blind, daß ich nicht lange ſchon geſehen habe, daß ihr euch liebt? Hätte ich etwas dawider gehabt, ich hätte unvermerkt Maaßregeln genommen, Euch von einander zu trennen, aber ich will dich gern glücklich wiſſen, Toni, und ſomit werde ich dir nicht wehren zu lieben, wen du willſt, wenn er's nur verdient. Auch dich, Lippolt, kann ich leiden, und ich kann dir nichts ſchmeichelhafteres ſagen, als, ich wollte, du wäreſt mein Sohn. Du kannſt's aber werden, wenn du's ehrlich mit Toni meinſt.

Ein größeres Feſt hätte der Alte für den Abend ſich nicht machen können, denn Beide hiengen ihm am Halſe und hörten gar nicht auf, ihn zu liebkoſen.

Den andern Tag machte Antoniens Vater Lippolten ſchon mancherlei Vorſchläge. Verſuch' ein

Jahr bei mir, ſagte er, ob dir das Ding gefällt. Du brauchſt mein Handwerk nicht. Du führſt meine Bücher, meine Rechnungen. Ich habe einen ausgebreiteten Handel, kann alles kaum überſehen. Ich kann dich zum Verſchicken brauchen.

Lippolt erwiederte ihm, daß Alles, was er von ihm verlangen könnte, ihm recht wäre, daß der Beſitz Antoniens ihn zu ſeinem Diener machte, und daß, wenn er nur vorher ſeine Reiſe geendet, er nichts mehr thun wollte, als was er wünſchte.

„Sollte ja einmal dir die Luſt am Seeleben zu ſehr kommen, ſo will ich dir ein Schiff kaufen, da kannſt du kommode reiſen, auch Toni einmal mitnehmen. Aber du ſagteſt, du wollteſt deine Reiſe erſt endigen. Läßt ſich das Ding nicht drehen? Ich ließe dich gern reiſen, aber das Mädchen wird Sprünge machen, und Weibergewinſel kann ich nicht vertragen.“

Der Schiffer, ſagte Lippolt, hat einen ſchlechten Steuermann, und verläßt ſich ganz auf mich. Er kann ohne Gefahr die Reiſe nicht zurück thun, wenn ich nicht mitgehe. Ich habe ihm mein Wort gegeben, und ihr wißt wohl, Vater, ein Wort — ein Mann.

„Brav! alſo nicht ein Wort mehr davon. Du reiſeſt, und wenn du zurückkehrſt, iſt Toni dein. Ich gäbe ſie dir gern jetzt, aber alsdann wird das Winſeln mir zu groß, und ich leide zu viel.“

Ich will ſie auch um mein und um ihretwil-

len nicht eher, erwiederte Lippolt, ich würde ſo unruhig ſeyn, wie ſie.

Mit dem Vater war er fertig, aber mit Antonien wurde es ihm nicht ſo leicht. Dieſe hatte, ſeitdem ihr Vater ſie ihres Glücks verſichert, gewiß darauf gerechnet, daß Lippolt da bleiben würde. Die Nachricht alſo, daß er die Reiſe erſt thun wollte, ſetzte ſie ganz außer Faſſung. Ihre Thränen überzeugten Lippolt zwar, wie ſehr ſie ihn liebte, allein ſie waren ihm zugleich ſchneidend, denn er konnte ſeinem Worte nicht untreu werden.

Wollteſt du, ſprach er unter Andern zu ihr, wollteſt du wohl, daß ich einmal mein Wort bräche, und weißt du nicht, daß es alsdann viel leichter iſt, es auch das zweitemal zu brechen? Wollteſt du wohl, daß ich dir untreu würde? Und iſt meine Pflicht mir nicht eben ſo nahe, als Liebe? Wollteſt du wohl einen Mann haben, Toni, gegen den Einer auftreten und ſagen könnte, er hat mir nicht Wort gehalten.

Du liebſt mich nicht, Lippolt, war Antoniens ewige Gegenrede. Alles, womit du mir geſchmeichelt haſt, iſt Lüge, alles iſt nicht herzlich.

Lippolt vergab Antoniens beleidigende Ausdrücke leicht, denn ſie waren in der Hitze geſprochen. Sie vermogten nicht ſeine Liebe wankend zu machen, aber auch nicht ſeinen Vorſatz.

Antonie nahm noch ein anderes Mittel zu Hülfe. Sie wandte ſich in der Angſt ihrer

Seele an den Schiffer, bei dem Lippolt im Dienſte war. Sie fragte, ob ihre Verbindungen ſo ſtrenge wären, daß keiner los kommen könnte, wenn er ſein Glück zu machen wüßte.

Der Schiffer war ein artiger Mann, und hatte Mitleiden mit den rothgeweinten Augen des armen Mädchens.

Jüngferchen, ſagte er, ich glaub's herzlich gern, daß ſie meinen Lippolt recht glücklich machen wird, aber ſo glücklich, wie ihn ein gutes Gewiſſen macht, kann ſie mir ihn doch nicht machen. Zwingen kann ich keinen Menſchen, das liegt nicht in meiner Natur, und wenn alſo Lippolt bei mir darum anhielte, ſo würde ich ihn, ſo weh mirs thäte, doch gehen laſſen. Aber vorher würde ich ihm Alles das ſagen, was ich ihr jetzt ſage. Sieht ſie, Jungfer, ich muß mich auf Lippolt ganz verlaſſen. Mein Steuermann iſt ein Taugenichts. Ich wußte es, aber ich mußte ihn behalten. Deswegen nahm ich Lippolt mit mir. Ich kann die Arbeit nicht allein thun. Stößt meinem Schiffe etwas zu, und Lippolt iſt hier geblieben, ſo geht das Alles gerade zu auf ſeine Rechnung. Sein Gewiſſen muß das Unglück und das Leben ſo vieler Menſchen verantworten. Das weis er. Darum kömmt er nicht. —

Aber, Herzensmann, ſagte Antonie, bedenke er nur, meinen Geliebten jeden Augenblick in Todesgefahr zu wiſſen. —

Poſſen! Grillen! mein Schatz. Das iſt er auf dem Lande ſo gut, wie auf dem Waſſer. Ueberall iſt Gottes Hand, und überall winkt Gottes Finger dem, der zum Tode reif iſt. Er kann ſterben, er ſey, wo er wolle. Ein Fieber kann ihn ihr hier entreiſſen, dem er auf dem Waſſer entgeht. Glaube ſie nicht, daß Alle die, die im Waſſer umkommen, ihr Lebensziel weiter gebracht haben würden, wenn ſie auf dem Lande geweſen wären. Mancher, den die Seefahrten geſtärkt und hart gemacht, wäre nicht ſo weit gekommen. Auch glaube ſie mir nur, wir Seeleute fürchten uns nicht vor dem Tode, und wenn ihr Bräutigam im Waſſer ſtirbt, ſo ſtirbt er weit ſanfter, als wenn er ſich auf dem Krankenbette plagt.

Antonie verließ dieſen ſchrecklichen Mann mit ſeinem ſchrecklichen Troſt. Sie ſtellte ſich ihrem Bräutigam ſchon im Geiſt im Waſſer ſanft geſtorben vor, und weinte mehr als vorher. Sie klagte jetzt einer ihrer Freundinnen ihr Leid, erzählte ihr, was der Schiffer geſagt, und dieſe machte ſehr weislich den Schluß, man müſſe Lippolten auf ein oder die andere Art dahin zu bringen ſuchen, daß er den Schiffer um die Entlaſſung angienge, und wenn Güte nichts fruchtete, und Zureden nichts wirkte, ſo müſſe man Liſt und Gewalt zu Hülfe nehmen

Die erſtern wurden beide fruchtlos angewandt Lippolt war unbeweglich, und nun entdeckte An-

toniens Freundin ihr, daß ſie beſchloſſen habe, eine nächtliche Erſcheinung ſollte das bewerkſtelligen, was alle andere Mittel zuwege zu bringen nicht vermögten. Sie bewies ihr, wie leicht das menſchliche Gemüth von dergleichen ſich einnehmen laſſe, durch verſchiedene von ihr ſchon angeſtellte, und gut ausgeſchlagene Beiſpiele.

Es war aber das bei Antonien nicht einmal nöthig. Jedes Mittel war ihr willkommen, und wäre es noch viel bizarrer geweſen. Sie willigte alſo gern ein, und ihre Freundin, die etwas von der natürlichen Magie verſtand, machte in Lippolts Abweſenheit in deſſen Zimmer alle erforderliche Anſtalten.

Es war gerade zwölf Uhr, als Lippolt durch ein heftiges Gepolter aus dem erſten Schlafe geweckt wurde. Er rief: Wer da? und die Antwort war, daß auf einmal das ganze Zimmer hell, wie im Feuer ſtand. Jetzt ſah er ſich um, und unerſchrocken, wie er war, ſagte er: Ich werde doch ſehen, was das für ein Ende nehmen wird.

Eine dumpfe Stimme brüllte ihm nun die Worte zu: Bleib bei Antonien, oder du wirſt auf dieſer Reiſe umkommen!

So ſterbe ich in meinem Beruf, war Lippolts ganze Antwort, nach welcher er ſich auf die andere Seite drehete.

Jetzt verzweifelte Antoniens Freundin ſelbſt.

Antonie weinte die ganze Nacht durch, und als am andern Morgen Lippolt nichts von dem Vorfalle erwähnte, vielmehr alle Beredſamkeit anwandte, um ihr ſeine Zurückkunft ſo gewiß und leicht darzuſtellen, daß ſie wohl beruhigt ſeyn könnte, ſo nahm ſie ſich auch vor, ſich ihrem unglücklichen Schickſale zu überlaſſen, und geduldig die Zeit der aufgehenden Sonne nach dieſer finſteren Nacht zu erwarten.

Bald näherte ſich mit fliegenden Schritten die Stunde des Abſchieds, der rührend war, daß er auf Lippolt mehr wirkte, als alle Erſcheinungen thun konnten. Antoniens Kummer hatte ſie bleich gefärbt, und die Trennung brachte ſie dem Tode nahe. Ihre klägliche Geſtalt, ihr Händeringen, ihr halbgebrochenes Lebewohl blieb vor ihm.

In ſeinen erſten Ruheſtunden geſellte ſich im Traume zu dieſem Allen die Erinnerung jener Erſcheinung, und das, was damals nicht einen Augenblick auf ihn wirken konnte, wirkte jetzt ſchrecklicher, als daß er es hätte ertragen können. Er raffte ſich auf von ſeinem Lager, und das beruhigte ihn in etwas. Die See war ſpiegelhelle. Die Luft ſtill wie die Ruhe.

Es iſt nichts, ſagte er zu ſich, und blickte in die Waſſerfläche. Er ſah Antoniens ſterbendes Bild darin. Es iſt doch etwas, wiederholte er dann, und ſeufzte. Ruhig ſchlafen konnte er troß ſeiner Standhaftigkeit im Wegdenken aller übeln

Bilder nicht. Er zwang ſich daher zum Wachen, und ängſtliche Viertelſtunden, in denen die Müdigkeit über ſeine Kräfte ſiegte, erhielten die Natur nur in ihrer Ordnung.

So bald die See ſtürmiſch wurde, war es ihm viel unerträglicher. Der Tod, den er nie gefürchtet, ſtand ſchreckenvoll vor ihm. Mitten in der finſterſten Nacht ſah er oft Alles um ſich her erleuchtet, und nicht ſelten gieng ſeine Einbildungskraft ſo weit, daß jene hohle Schreckensſtimme ihm die ausgeſprochenen Worte wieder in die Ohren donnerte.

Zwiſchen dieſen Beſorgniſſen allen langte er indeſſen am Orte ſeiner Beſtimmung an, und wieder auf dem Lande zu ſeyn, gab ihm ein wenig Ruhe und Troſt.

Er ſah Menſchen, ſah glückliche Menſchen, ſah liebe zufriedene Weiber, und dachte ſich Antonien die Seinige. Die Grillen ihrer Krankheit, und daß dieſe ſie vielleicht aufgerieben, verſchwanden nach und nach.

Jetzt dachte er darauf, wie er wieder zu Antonien zurückkommen wollte. Vor der Seereiſe ſchauderte er zurück. Er überlegte alſo, wie es mit der Landreiſe zu machen wäre. Sie war weitläufig und beſchwerlich, doch aber immer beſſer, als ſich der Gefahr auf's Neue ausſetzen.

Indem er mit dieſem erſten Entſchluß ſchwanger gieng, kam er von ohngefähr an den Haven,

und fand ein Schiff nach dem Orte, wo Antonie ſich aufhielt, ſegelfertig. Der Wind blies herrlich, und der Schiffer hatte die Ausſicht in drei bis vier Tagen an Ort und Stelle zu ſeyn.

Lippolt wurde aufmerkſam darauf. Vielleicht ein Wink, ſagte er bei ſich, um deſto eher der lieben Traurigen Freude zu machen. Zu Lande war die Reiſe unter ſechs Wochen nicht zu thun. Hier vielleicht in vier Tagen. Weg war alle Angſt, weg alle Grillen. Die Einbildungskraft ſtellte ihn ſchon in Antoniens Wohnung an ihren Hals, in ihren Armen. Er ſchloß den Handel, und nach vier Stunden war er ſchon eingeſchifft, und unter Segel.

Die Reiſe gieng bis über die Hälfte des Weges ſehr glücklich von ſtatten. Schon am dritten Tage ſah man der Hoffnung entgegen, den andern Tag an Ort und Stelle zu landen. Aber in der Nacht erhob ſich ein fürchterlicher Sturm. Die Wogen thürmten ſich wie Berge, und ſchienen mit einander zu kämpfen. Der Wind heulte von mehreren Seiten, uud ſchlug Wirbel um das Schiff her. Lippolt ſchlief einen ſanften Schlaf, als man ihn weckte. Er erſchrack, als ob der Tod ihm ſchon auf der Zunge wäre. Er fuhr auf das gehörte Wort: Sturm, hinaus, und fiel ohnmächtig nieder, als er ſah, daß der Wind widrig war.

Man hatte Mühe, ihn zu ſich ſelbſt zu bringen. Als er wieder munter wurde, wachte der

Seemann in ihm auf. Er ſchämte ſich ſeiner Schwäche, legte raſch die Hand an die Arbeit, und hatte einige Zeit Ruhe.

Der Sturm legte ſich ein wenig. Lippolt ſtand am Steuerruder, und dachte über ſein Schickſal nach. Er warf ſich's bitter vor, daß er die Seereiſe unternommen, und nicht ſeinem Vorſatze gefolgt, zu Lande zu reiſen. Auf einmal ſtanden ſie Alle vor ihm, die Auftritte, die er auf der vorigen Reiſe gehabt. Auch geſellte ſich zu dieſer ſchrecklichen Erinnerung das Bild ſeines Abſchieds von Antonien, und das Geſicht jener Nacht. Fürchterlich trugen Alle dazu bei, ihn auf den äußerſten Grad, faſt zur Verzweiflung, zu beunruhigen.

Er weinte wie ein Kind. Aber bald verſiegten ſeine Thränen. Trocken braunte es ihm im Gehirn, und das ſtöhrte ſeine Vernunft. Er ſprach wie ein Wahnſinniger.

Indeſſen nahm der Sturm zu, und wurde ſo heftig, daß man an der Rettung des Schiffes verzweifelte. Man mußte das Steuerruder den Wogen überlaſſen, und die Gefahr, auf Klippen getrieben zu werden, wuchs mit jeder Minute. Jetzt trat Lippolt unter Allen auf, und gab ſich als die Urſache dieſes ſchrecklichen Zuſtandes an.

Meinetwegen, ſagte er, muß das Schiff untergehen. Man hat mir prophezeit, ich ſollte auf der See umkommen, ehe ich Antonien wieder ſehe.

Ein Nachtgeſicht hat mir es geſagt. Ich — ich allein bin Schuld, daß wir verderben.

Der Schiffer ein vernünftiger Mann, ſuchte ihm Alles auszureden. Aber die Matroſen, leicht abergläubiſch, gaben ihm Beifall. Sie ließen ſich von ihm die ganze Geſchichte weitläufig erzählen. Wie ſie Alles genau gehört hatten, ſagten ſie, er habe allerdings Unrecht. Er hätte ſollen auf dieſe Ermahnung von Oben herab zurückbleiben. Der Himmel ließe nicht mit ſich ſpotten. Sie wüßten ihm es ſchlechten Dank, daß ſie um ſeinetwillen den Tod in den Wellen ſo früh ſterben ſollten. Indeſſen wollten ſie als Menſchen und Brüder mit ihm aushalten. Er wäre zu bedauern, aber ſie doch immer noch weit mehr.

Dieſe Unterredung endigte es vollends mit Lippolts Verſtande. Ruhiger dachte er indeſſen nach. Du ſollſt das Unglück ſo vieler machen. Iſt denn keine Möglichkeit das zu ändern? Wie, wenn du dich freiwillig dem Tode in den Wellen übergäbeſt, da für dich keine Rettung iſt, Antonie iſt ohnedem ſchon vorausgegangen, gewiß ſchon vorausgegangen, denn ſie war ſchon halb Leiche, als ich ſie verließ.

Er flüſterte einigen ſeiner Kameraden in's Ohr: Ich werde ein Mittel treffen, ich werde euch retten. Sie merkten, was er wollte, keiner aber getrauete ſich, ihm das auszureden. Sie hielten das Mittel ihm ſo gut eingegeben, als ihm die Er-

ſcheinung geſchehen war, und ſie nahmen ſich nur ſorgfältig in Acht, daß der Schiffer nichts gewahr wurde, der gewiß Gegenanſtalten gemacht haben würde.

Die Nacht erſchien, und mit ihr vermehrten ſich die Schrecken der tobenden See. Alles war finſter. Die Wogen ſchlugen ſchrecklich. Der Sturm heulte wüthend. Das Schiff wurde von einer Seite zur andern mit ſolcher Heftigkeit geſchleudert, daß man jeden Augenblick fürchten mußte, über Bord zu fallen. An keine Richtung des Schiffes war zu denken, man mußte es ſich ſelbſt überlaſſen, und ſorgen, das Innere ſo viel möglich zu erhalten. Alles lief durch einander. Flüche und Gebete wechſelten ab.

Lippolt hatte am Vordertheil des Schiffes in tiefen Gedanken geſeſſen. Der Schiffer, der ihn ſelbſt nicht unterhalten konnte, hatte einigemal ſeinen Leuten aufgetragen, daß ſie ſich mit ihm abgeben, und ihn aufheitern ſollten.

Allein ſie hatten unter ſich geſagt: Laſſen wir den Träumer ſitzen, vielleicht heckt er etwas Gutes für uns aus.

Lippolt fuhr plötzlich auf, und bat den Schiffer um Feder und Dinte. Er ſchrieb wohl eine Stunde. Hernach geſellte er ſich unter die Uebrigen. Er gab einem von ihnen einen zuſammengelegten Brief. Wenn ihr glücklich an Ort und Stelle kommt, ſagte er, ſo gebt dieſen Brief An-

toniens Vater. Ich habe ſeine Tochter geſehen. Sie iſt todt. Dort auf jener Seehöhe, als ich am Bord ſaß, erſchien ſie mir in lichter, aber blutiger Geſtalt, und winkte mir zu kommen. Ich werde gehen. Meint ihr nicht auch?

Alle ſchwiegen. Je mehr der Sturm zunahm, deſtomehr zitterten ſie Alle für ihr Leben, und alle ſahen ihn als die einzige nicht zu bezweifelnde Urſache dieſes Unfalls an. Hätte etwas Lippolt zurückhalten können, ſo wäre es ihr Zureden geweſen.

Indeſſen träumte er noch auf dem Schiffe hin und wieder, ſah, wie ein Wahnwitziger bald ſeine Kameraden, bald die See an, und ſtöhnte einigemal herzbrechend den Namen Antonie heraus.

Er näherte ſich noch einmal dem Steuermann. Meine Angſt nimmt zu, ſagte er, ich muß fort, oder ihr ſeyd Alle verloren. Die Natur kam ſeiner Entſchloſſenheit zu Hilfe. Die Wellen ſchlugen ſo unbändig, daß er oft von einer Seite zur andern geworfen wurde.

Es will mich hinunter haben, es will mich hinunter haben, ſchrie er fürchterlich. Ich komme, Antonie, ich komme — und wie eben der Schiffer zuſpringen wollte, um ihn zu retten, ſtürzte er ſich in die Wellen hinab, die den Armen von Angſt, Leben und Hoffnungen trennten.

Der Brief, der Alles das enthielt, was hier geſagt iſt, in welchem er Antoniens gewiſſen Tod behauptete, kam an ſeiner Statt an Ort und

Stelle an. Antonie lebte, allein dieſe Nachricht konnte ſie nicht lange überleben. Unter bittern Vorwürfen gegen ihre Freundin, die ihr den unſeligen Schritt gerathen hatte, der Lippolts Tod war, ſtarb ſie, nur bei halben Verſtande.

Indeſſen gab es doch Leute genug, die behaupteten, die Erſcheinung wäre wahr, und richtig geweſen, und die ein Wunder in allem dem ſuchten, was ganz natürlich zugegangen.

Moretin.

Dieſe traurige Geſchichte iſt aus einem franzöſiſchen Memoire genommen, welches von den unglücklichen Opfern des franzöſiſchen Finanzgeiſtes erzählt, welche unter Ludwig XV., den ſogenannten Vielgeliebten, der Habſucht, Grauſamkeit und Unmenſchlichkeit ſeines Generalkontrolleurs geopfert worden. L'Abbe Terrai, ſo hieß dieſer Teufel, bewies es Ludwig XVI. nach Ableben des alten Königs, daß er der königl. Kaſſe einen Profit von 180 Millionen verſchafft habe. Er hätte verdient, daß ihm nach gemachter Rechnung der Kopf vor die Füße gelegt würde, aber der Mann, der durch ſeine Spekulation 2350 Bankerotte, nnd 213 Selbſtmorde im Lande verurſacht hatte, fiel bloß in allerhöchſte Ungnade, und bekam Zeit und Bequemlichkeit, bei den Millionen, die er in ſeine eigene Kaſſe zuſammen finanzirt hatte, ſich in's Fäuſtchen zu lachen, und in ſorgenloſer Ruhe zu ſchwelgen.

Wäre der Stoff, den ich hier wählte, weniger rührend und ſchrecklich, ſo würde ich es nicht der Mühe werth geglaubt haben, mit einer franzöſiſchen Olimsgeſchichte, heutigen deutſchen Leſern unter die

Augen zu treten, ſo paſſend dieſe Geſchichte auch zu den Nuancen heutiger Staatsrevolutionen anerkannt werden möchte.

Jean Moretin diente durch 18 Jahre in einem der Aemter, welche im J. 1771 vom Generalkontrolleur abgeſchafft wurden. Unermüdeter Fleiß, ordentliches Leben und gute Freunde rückten Moretin von Poſten zu Poſten. Er ſtand ſich ſchon auf ſeine 6000 Livres, die er als eine Gnade Gottes anſah, ſeine 16 Kinder zu ernähren, davon 12 noch kein Brod außer dem Hauſe ſuchen konnten. Jedermann gab dem kinderreichen Vater das Zeugniß bewährter Rechtſchaffenheit. Im Zirkel ſeiner Familie genoß er Vergnügen, die nur Väter ſeines Gleichen zu begreifen fähig ſind. Für jede am Abend mit zu Bette getragene Sorge im väterlichen Herzen, ſpiegelten ihm die Kleinen beim Morgengruß tauſend erquickende Hoffnungen vor, wenn ſie um ſein Bett verſammelt, die Größeren ſich an ſeine Arme hingen, und die Kleinen auf ihn hinaufkrochen, und um die Wette ſeine Wangen mit Küſſen überhäuften. Mit Dankthränen im Auge ſahen ſich da Vater und Mutter an, und prieſen den Himmel, wo vielleicht manche Eltern über ſeine Fügungen murrten.

Terrai hatte die Vollmacht, Aemter zu errichten und zu reduziren. Moretin traf einer der Schläge, das Amt, wo er diente, wurde reduzirt, und eine Familie von 18 Perſonen war ohne Brod. Und

wären ſie alle an einem Tage vor Hunger geſtorben, ſo war das bei dieſer Revolutionszeit eine Kleinigkeit, von der man am zweiten Tag nicht mehr geſprochen hätte; man hatte ſich wichtigere Dinge zu erzählen. Zum Beiſpiel, daß Madame du Barri nicht mehr jährlich 30000, ſondern 720000 Livres Penſion erhalte. Daß die Baronne de la Garde (Terrai's öffentliche Maitreſſe) eine goldene Toilette ohne Geichen beſtellt habe; daß der Herzog Choiſeul, der bisher in Verſailles alle Sonntage offene Tafel mit 109 Gedecken gehalten hatte, dermaliger Umſtände wegen dieſe Repas eingeſtellt habe; daß die Vermählung des Dauphins nun herannahe, und dabei ſämmtliche Feuerwerke, Bälle, Illuminationen, Schauſpiele, Mahlzeiten ꝛc. zwanzig Millionen koſten würden. Dies und dergleichen mehr beſchäftigte den Adel, den Kriegerſtand, und ſelbſt den gedrückten Bürger, der fruchtlos ſeine Noth, ſein Unglück, und ſeinen Fall bejammerte, man zuckte über ſo was Alltägliches nur leichthin die Achſeln, und fiel hurtig auf einen andern Gegenſtand.

Moretin gieng nun mit ſeiner Frau zu Rath, wie man ohne einen Heller Einkünfte 16 Kinder ernähren und verſorgen könne. Erübrigt hatten ſie Nichts, ſo ſparſam ſie auch lebten. Ihre reichſten Verwandten waren nicht vermögend, eine ſo ſtarke Familie zu unterſtützen. Um nicht gerade zu dem Bettelſtabe zu greifen, wurde beſchloſſen,

her einen Fußfall bei dem König zu wagen, und ſein Herz durch dringende Vorſtellungen eines unglücklichen Vaters mit 16 Kindern zu rühren. Wer bis an den König oder den Miniſter ſich dringen wollte, mußte an der Dubarri vorbeikriechen. Moretin ließ ſich bei dieſer theuern Wonnegeberin melden.

Dubarri. Eh bien, was iſt das Wichtigr, das Sie ſich einbilden, mir ſagen zu können?

Moretin. Ich bin Vater von 16 Kindern, das Amt, wo ich 18 Jahre mit Ehren diente, iſt reduzirt, — und nun ſind Madame die Erſte, wo ich um Brod bettle.

Dubarri. Aber Leute, ihr, warum überlauft ihr mich? Die Reduktionen ſind ſtark, aber nöthig, der König ſelbſt kann da nicht helfen, was wollt ihr bei mir?

Moretin. Gott weiß, was Alles jetzt nöthig iſt, aber Madame, wenn Sie wollen, ſo kann mir geholfen werden. Unterſcheiden Sie einen ſo bedrängten Vater von andern Unglücklichen — denken Sie, 16 brodloſe Kinder — helfen Sie mir!

Dubarri. Es iſt nicht möglich, ſag' ich Ihnen, ſoll wegen Ihnen das Amt wieder errichtet werden, ſoll der König Ihnen zu Liebe eine Erſparniß von einer halben Million fahren laſſen, jetzt, wo ihm die Erſparniß einiger hundert Livres wichtig wird?

Moretin. Nicht ſo, Madame! nur anderes

Unterkommen, über meine Fähigkeiten habe ich die beſten Zeugniſſe.

Dubarri. Ich kann wahrhaftig nichts thun. Gehen Sie! —

Moretin. Madame ſprechen oder ſchreiben ein günſtiges Wort für mich an den Herrn Abbé — und ich bin geborgen.

Dubarri. O mein Erlöſer! — Wie das Zeug plagt und nicht aufhören will!

Moretin. So iſt alſo mein Urtheil unwiderruflich?

Dubarri (ihm den Rücken kehrend und ans Fenſter gehend). Ja, ja, damit Sie nur gehen.

Moretin verließ eiligſt ihr Palais, um zur Dauphine zu eilen. Dieſe gütige Prinzeſſin verſprach ſeinetwegen mit dem Kontrolleur zu reden. Moretin, der dies Verſprechen auch nur für ein Abfertigungskompliment nahm, bat, ihn nur mit einigen Zeilen von ihrer Hand zu verſehen, um ſie dem Miniſter zu überbringen. Sie ſchrieb, und verſprach nochmals, ſich auch mündlich für ihn zu verwenden. Moretin bekam durch der Prinzeſſin Adreſſe Zutritt in des Miniſters Kabinet.

Terrai (ihm den Brief aus der Hand nehmend). Wer ſind Sie?

Moretin. Euer Excellenz werden Alles in dieſem Briefe finden.

Terrai (das Billet auf den Tiſch ſchleudernd). Es geht nicht! es geht nicht! — Freund, laßt mich

mit Ruhe — ich habe keinen müſſigen Augenblick.

Moretin. Erbarmen Sie ſich ſechszehn armer Kinder!

Terrai. Es iſt nicht möglich zu helfen — nicht wahr, Ihr ſaht das ganze Zimmer voll Menſchen, die Hülfe ſuchen? Gott im Himmel! ſie verſtehen es nicht, die guten Leute, man kann nicht helfen, nicht möglich.

Moretin. Aber, was ſoll ich mit ſo vielen Kindern anfangen, ſoll ich ſie erwürgen?

Terrai (unwillig). Vielleicht würden Sie ihnen einen Gefallen damit erweiſen.

Moretin. Unmenſch! Teufel! der Maitreſſe des Königs bezahlſt du die Protektion mit Summen, die uns arme Bürger decken könnten, deiner Buhlerin ſogar ſtellſt du Gold unter's Bett, den König betrügſt du um die Wohlfahrt des Landes, um das Leben ſo Vieler in Verzweiflung geſtürzter Unterthanen. Der Fluch, der meine Seele trifft, treffe auch dich! —

Er eilte fort. Zwei Tage vermißten ihn die Seinigen zu Hauſe. Da es durch einige Monate ſchon zur Gewohnheit geworden, täglich haufenweiſe an die Ufer der Seine zu gehen, um dort zu ſehen, wie viele todte Körper der Fluß ausgeworfen, gieng Frau Moretin mit ihren Kindern, von ſchrecklichen Ahnungen getrieben, hin. Sie erblickten einen Haufen Menſchen, und hörten, daß

man um einen ausgeworfenen Leichnam ſtünde, den man wegen zertrümmertem Geſichte und aufgeſchnittenem Halſe nicht erkennen konnte. Sie drangen ernſtlich hinzu, und mit einem Schrei ſtürzten Mutter und Kinder auf den Körper hin, ſo daß man einige von ihnen ohnmächtig hinwegtrug. Jedermann geſtand, ſo eine Scene des Entſetzens noch nie geſehen zu haben. Der jüngſte Sohn, ein Kind von 9 Jahren, ſpielte bei dieſem Trauerſtück die Hauptrolle. Er hieng ſich an den Hals ſeiner Mutter, und küßte ſeine Geſchwiſter eines nach dem andern, dann frug er: „Wer unter euch liebte euern Vater am meiſten?“ Eins überſchrie das Andere. Stille, rief dieſer, ich will es euch beweiſen, daß ich unſern Vater am Meiſten liebte! und ſchnell, wie ein Pfeil, rannte er tiefer in's Ufer, überlief Flöße zu Flöße, bis er endlich an den allerletzten mit einem weiten Sprung in die Wellen platſchte und keine Rettung zu ereilen war.

Dieſer Vorfall kam dem König zu Ohren; die unglückliche Wittwe mit ihren Kindern erhielt eine kleine Penſion; aber bald ſtürzte ſie der Gram in's Grab. Man hofft, daß die Kinder einige Wohlthäter gefunden haben.

Wilhelm Miuton.

Der Mann, deſſen ſonderbare Entſchloſſenheit hier erzählt wird, lebte in Irland. Es kann ſeyn, daß ſeine Geſchichte unter andern Rubriken bekannt, und auf andere Art erzählt worden iſt, allein dieſes ſoll nach einem authentiſch ſcheinenden Berichte der wahre Vorfall ſeyn.

Wilhelm Miuton hatte von ſeinem Vater ein ziemlich großes Vermögen geerbt. Dieſer hatte ihn beſonders gelehrt, dem Nächſten wohlthun, ſey die erſte Pflicht der Menſchheit. Seine Denkungsart war, man müſſe Keinem eine Wohlthat abſchlagen, wenn man nicht überzeugt wäre, er verdiene ſie nicht.

Seine zweite Tugend war Gaſtfreiheit. Jeder Freund war ihm willkommen, mit jedem theilte er ſeinen Biſſen, und ſein Wahlſpruch war: Der Menſch lebe nicht, der nicht fähig ſey, Andern ihr Leben zu verſüßen und zu ihrem Glücke beizutragen. Wer das wahre Gefühl der Menſchheit hätte und nicht im Stande wäre, dieſe Tugenden auszuüben, der müſſe aus der Welt gehen.

Unter dieſen immerwährenden Predigten war Miuton auferzogen. Aber mit den ihm beige-

brachten Grundſätzen waren die Klugheitsregeln nicht verbunden geweſen, die der Vater doch ſelbſt in ſeinem Wirkungskreiſe in Ausübung brachte, und das war der Grund von dem, was Miuton, nachdem er eine Reihe von Jahren als eigener Herr gelebt hatte, wahrnahm.

In dieſen Jahren ſtand ſeine nicht unanſehnliche Kaſſe jedem Bedrückten offen. Es war ſehr leicht, einen Wohlthätigen zu überzeugen, daß man ſeiner Wohlthat nicht unwerth ſey. Es gehörte wenig Redekunſt dazu, ihm Schilderungen von gehabten Unglücksfällen zu malen. Miuton glaubte nur gar zu leicht, und gab nur gar zu leicht. Er ſchenkte dem, der geſchenkt haben wollte, borgte dem, der ihn um ein Darlehen anſprach.

Die ganze Welt hielt Miuton für einen Thoren. Die Weiſeren, die nicht in ſeine Begriffe eindringen konnten, weil er ſich nur immer mit Handeln, nie mit Demonſtriren beſchäftigte, zogen ſich von ihm zurück, weil ſie keinen Antheil an ſeinem Ruhme haben wollten, und ſich der inneren Vorwürfe darüber ſchämten. Alſo umgab ihn ein Schwarm von Heuchlern, die ſich Alle gegen ihn als Kinder des Lichts verhüllten.

Nie war es Miuton eingefallen, ſich nach dem Charakter ſeiner täglichen Geſellſchaft näher zu erkundigen, und nie war auch wohl eine Geſellſchaft untereinander einiger geweſen, ſich nicht zu verrathen, weil alle gleichen Nutzen hatten, Alle eines Gegenſtan-

des bedürften, und Alle fanden, daß es wohl möglich wäre, daß ihm über etwas die Augen öffnen, ihn ganz in's Licht bringen könnte. Die träge Schläfrigkeit, in welcher er vegetirte, war ihnen alſo zu erhalten gemeinſchaftliche Nothwendigkeit.

In der That war dieſe auch zu bewundern. Miuton lebte in dieſem ewigen Einerlei, ohne es müde zu werden, ohne einmal den Wunſch in ſich gefühlt zu haben, ſich daraus zu erheben. Es behagte ihm ſehr wohl, wenn bei ſeinem Aufſtehen ſchon einer ſeiner Freunde zugegen war, dem er auch ohne Rückſicht auf ſich ſelbſt, oder das, was er ſich ſchuldig, ſeine ganze Aufmerkſamkeit widmete, wenn er ihn auch noch ſo fade unterhalten hatte, für ſeine Unterhaltung dankte, und wenn er es bedurfte, für den Verluſt der Zeit, die er vielleicht hätte beſſer anwenden können, noch beſchenkte. So verließ man ihn den ganzen Tag nicht. Alle ſeine Luſtbarkeiten theilte Einer ſeiner Rotte, oder Mehrere mit ihm.

Allein ſie waren auch Alle vorſichtig genug, ſich nicht das Anſehen zu geben, als ob ſie ihn im Zwange halten wollten. Von ſeiner Thüre wurde Niemand abgewieſen, und ſo floßen ſeine Wohlthaten noch ſo ziemlich im Gleichgewicht mit Betrügern, den wirklich Unglücklichen zu. Nur, wenn ſich manchmal ein ehrlicher Mann näherte, der ihn gar zu gern aus dem verderblichen Labyrinth herausgeriſſen und ihm vorgeſtellt hätte, daß er ſich

ſo die Freude für die Zukunft benähme, der gieng verdrießlich von ihm. Ihm wurde zur Antwort, daß die Zukunft außer ſeiner Sphäre läge, daß er da ſey, ſich auf's Gegenwärtige einzuſchränken.

Das Urtheil der Welt war, man würde Miuton einſt noch in den elendeſten Umſtänden ſehen, wo die Hülfe der Maulfreunde ihm verſagt werden und er es bereuen würde, ſo gehandelt zu haben.

Viele Jahre war Miuton nicht der Gedanke eingefallen, daß ſein Geld ein Ende nehmen könnte. Jetzt fieng dieſer Fall ſich an zu zeigen. Miuton's Kaſſe war erſchöpft, aber er hatte Häuſer, Güter, Gärten. Seine Geſellſchafter merkten kaum ſeinen Geldmangel, als ſie es ſo zu anzufangen wußten, daß man ihm große Summen antrug, natürlich Hypotheken verlangte. Um ihm dies nicht unbillig finden zu laſſen, da er ohne Hypotheken borgte, ſtellte man ihm die Darleiher als Leute in öffentlichen Kaſſen vor, die ſie mit den Obligationen belegen müßten. Miuton war froh, ſeinen Geldkaſten wieder gefüllt zu ſehen, und wieder Gutes zu thun. Aber jetzt wurde dieſer immer ſchneller leer, denn anſtatt Zinſen einzunehmen, mußte er zahlen. Die Gläubiger wollten ihr Geld. Miuton fand nichts billiger. Obgleich ihn Niemand bezahlte, ſo fiel es ihm doch nicht ein, Jemanden zu mahnen. Er verkaufte Güter, Gärten, Häuſer, Eins nach dem Andern, zahlte und lebte auf die vorige Weiſe von dem Ueberreſte fort.

Man lachte ihn theils aus, theils frug man ſich: Werden denn Miuton's Augen ſich nie öffnen? Wird er ſeinen gänzlichen Fall abwarten, ohne zur Vernunft zu kommen, und ſich wenigſtens in Etwas einzuſchränken? Man bedauerte ihn auch wohl als einen gutherzigen Narren.

Miuton wußte von allem dem, allein es rührte ihn nicht. Er hatte noch immer zu geben gehabt. Er hatte wirklich noch ein kleines, ſehr artiges Landgütchen, und einen ziemlichen Kaſten voll Geld. Es behagt mir, ſagte er zu ſich ſelbſt, daß die ganze Welt ſich über mich aufhält, und doch Alle kommen, meine Hülfe zu ſuchen. Wenn ihm einmal ein Gedanke an Mangel aufſtieß, ſo fielen ihm die Summen ein, die er ausſtehen hatte, und er zweifelte gar nicht, daß alle dieſe Schuldner ihm von ſich ſelbſt das Dargeliehene wiederbringen würden.

Er lebte alſo in ſeiner Behaglichkeit, immer gebend, nie denkend, fort, bis der Kaſten ausgeleeret, und ihm nun nichts mehr, als ſein Gut übrig war, und er legte ſich, als er gerade die letzte Handvoll Geld verſchenkte, eben ſo ruhig nieder, als er gethan, wie der Kaſten noch voll war.

Den andern Morgen dünkte es ihm doch nothwendig, für etwas Münze zu ſorgen, weil ihm Unglückliche aufſtoßen könnten, denen er ſonſt ſeine Hülfe verſagen müßte. Er ſchickte alſo zu einem von den billigſten Wucherern, von dem er ſchon

oft Geld genommen hatte. Dieſer erſchien auch, und wurde um fünfhundert Pfund angeſprochen.

Gern, ſagte der dienſtfertige Mann, will ich Ew. Herrlichkeit dienen, aber ich hab' es nicht, und wo ichs nehme, da will man Sicherheit. Sie haben ausſtehende Kapitalien, geben Sie einige Verſchreibungen.

Miuton. Ich habe keine.

Wucherer. Sie hätten keine, und worauf haben Sie denn ihr Geld ausgeliehen?

Miuton. Auf's Wort. Darauf muß man eigentlich jedem ehrlichen Mann borgen, wenn man kann. Bei Ihnen iſt's eine Ausnahme.

Wucherer. Erlauben Sie mir, das iſt die allerſchlechteſte Sicherheit. Wie hoch belaufen ſich denn ihre ausſtehende Poſten?

Miuton. Ueber fünfzigtauſend Pfund. Glauben Sie nun, mir leihen zu können?

Wucherer. Wenn ich Ihre Schuldner weiß, ſo will ich Ihnen Poſten abkaufen.

Miuton. Sie ſollen dieſe ſogleich erfahren, allein ich nehme das nicht an. Sie könnten die Leute zur Unzeit drücken, und da wäre meine Hülfe Ihnen mehr ſchädlich, als nützlich geweſen. Sie werden mich ſchon bezahlen.

Miuton holte jetzt ein großes Buch, und las: Herrn Främiſh 2000 Pfund, detto 5000 Pfund, detto 200 Pfund. — Herrn Julimy 3000 Pfund, demſelben zu einer Fabrik 15000 Pfund.

Wucherer. Der Mann hat in ſeinem Leben keine Fabrik gehabt.

Miuton. Weil Sie ſie nicht geſehen haben — ſie kann in einem andern Königreiche ſich befinden.

Wucherer. Er iſt aber, auf Ehre und Reputation, ein Bettler — hat Nichts.

Muiton. Das thut mir wahrhaftig leid, daß der Mann ſo heruntergekommen, man muß ihm wieder aufhelfen. — Nun, da dürfen wir alſo auf ihn nicht rechnen. Weiter — dem Eſquire Mirlington 4000 Pfund. — Da leſen Sie ſelbſt die Liſte.

Der Wucherer las mit Verwunderung. Er ſagte ganz trocken zu Miuton, daß, wenn Seine Herrlichkeit ihm alle dieſe Poſten abtreten wollten, er ſich nicht im Stande glaubte, 500 Pfund dafür anbieten zu können.

Dies fiel dem wohlthätigen Manne etwas auf. Er erbat ſich nähere Erklärung darüber. Der Wucherer gab ſie ihm durch die Verſicherung, alle dieſe Herren wären Verſchwender, hätten ſeine Wohlthaten gemißbraucht, und auf die lüderlichſte Art die Summen durchgebracht.

Jetzt bot ihm Miuton die Hypothek auf ſein Landgut an, und gegen einen einſtweiligen Revers, dem die Hypothek in einigen Tagen folgen ſollte, erhielt er die 500 Pfund.

Der Wucherer machte beim Abſchiede noch die

Bemerkung, wie er 200 Pfund auf der Liſte gefunden, die erſt Geſtern ausgeliehen wären, und warum Miuton ſich des Seinigen beraubt, da er Heute ſelbſt borgen müßte?

Wie können Sie nur ſo fragen, erwiederte Miuton. Nicht wahr, ich weiß mir Heute zu helfen, allein der Mann hätte ſich nicht zu helfen gewußt.

Wucherer. Und wiſſen Sie denn, wo Ihr Geld hingekommen iſt?

Miuton. Wahrſcheinlich in ſeinen Nutzen verwendet, Schulden bezahlt, oder angelegt. Sich um die Anwendung bekümmern, wo man helfen will, das ſchmeckt mir gar zu ſehr nach Eigennutz.

Wucherer. Ich bedauere Ew. Herrlichkeit. Ihr Geld iſt in eine Bank geflogen, wo Ihr Schuldner die ganze Nacht Spiel, Wein und Liebe frequentirt hat.

Der Wucherer verließ Miuton aufmerkſam auf ſeinen Zuſtand.

In dieſer Laune trat ein Freund von ihm herein, der ihm noch ganz neu war. Wegen der vor Kurzem gemachten Bekanntſchaft hatte er ihn noch um nichts anſprechen wollen. Allein der Zweck ſeiner Freundſchaft war das; er hatte bedauert, daß er ſo ſpät zu dieſem Phönix der Freigebigkeit gekommen, und beſchloß, nun wo möglich ſich am Letzten ſchadlos zu halten.

Er ließ alſo alle Werke, die er vorher aufgebauet, ſpielen. Er umarmte ihn erſt, dann ſchien

er eine verdrießliche Laune zu bemerken, und ſagte, der Wohlthäter der Menſchheit müſſe immer heiter ſeyn.

Er fieng darauf eine Predigt an, in der er ihn als den glücklichſten aller Menſchen pries, ſeine Lage beneidete, und vom Ganzen auf's Detail kam, in welchem insbeſondere das Glück, Beſitzer des Landguts zu ſeyn, das er bewohnte, im höchſten Anſchlag kam.

Freilich, ſagte er, würde ich all' die vortrefflichen Vorzüge dieſes Paradieſes weit beſſer genießen als ſie. Der Menſch lebt in verſchiedenen Beſtimmungen. Ihre Beſtimmung iſt, für die Menſchheit zu leben, die meinige aber, die Welt für mich zu genießen. Das fühle ich, daß ich meine Beſtimmung nie anders erfüllen kann, als wenn ich Beſitzer dieſes Guts werde. Sie können Ihrer Beſtimmung in jedem andern Wohnorte Genüge thun. Ich kann mir nie ſchmeicheln, daß mein Wunſch in Erfüllung gehen wird, weil ich kein Vermögen habe. Hätte ich dieſes, ſo würde ich Sie bitten, mir Ihr Gut zu ver— und ſich ein anderes dagegen zu kaufen.

Er machte Herrn Miuton hierauf eine ſo reizende Schilderung der Einrichtung, die er auf dem Gute machen würde, der Veränderung in Gebäuden und Gärten vortrefflicher Anlagen und reizenden Genuſſes, daß Miuton entzückt über die Schil-

derung ſeines Freundes, ſelbſt ausrief: Da haben Sie recht, ſo könnte man es genießen.

Nun folgte von Seiten des Begehrenden ein Vorſchlag, nach dem es möglich ſchien, daß das Gut ohne einen Schilling Ankaufsgeld gekauft, und dennoch, wenn anders der Pacht leidlich gemacht würde, durch den Fleiß des Beſitzers nicht allein verintereſſirt, ſondern auch nach und nach ganz bezahlt werden könnte.

In wenig Augenblicken hatte Minton ſchon verſprochen, er wolle darauf denken, ob er nicht der Beſtimmung ſeines Freundes eine Ausführung verſchaffen könne, und der verließ ihn ſeines Raubes ſchon ziemlich gewiß.

Dieſe Unterredung hatte nun zwar in Minton das Andenken an die vorigen Zeiten ziemlich verdrängt, aber keinesweges ausgelöſcht.

Er ſetzte dies bei Seite, um von jenen Licht zu erhalten, und entbot ſeine Schuldner zu verſchiedenen Zeiten zu ſich.

Er ſtellte einem Jedem vor, wie er ihn keineswegs rufen laſſen, um ihn zu mahnen, ſondern nur um zu wiſſen, ob ihm die Anwendung ſeiner Anleihe Nutzen geſchafft, und ob er Hoffnung habe, mit der Zeit ſeines Kapitals wieder Herr zu werden.

Bejahend wurde ihm dieſes von keinem Einzigen beantwortet. Alle brachen in Lobeserhebungen über ſeine Güte aus, Alle aber klagten zu gleicher

Zeit, daß das Glück ihnen ſo ganz den Rücken zugekehrt hätte, daß ſie auch nicht einmal einen Reſt übrig hätten, ſondern in die elendeſte Lage reduzirt wären.

Miuton kam auf die Art und Weiſe der Anlezung des Geldes, wovon er aber keine Rechenſchaft verlangte, ſondern nur wiſſen wollte, ob die ihm hinterbrachten Nachrichten von übler Anwendung, Verſchwenden, und Spiel ihre Richtigkeit hätten?

Wer würde hierzu ja geſagt haben? Allgemeines Läugnen, allgemeines Betheuern, daß dem nicht ſo ſey, Vorlegen falſcher Berechnungen, wie nützlich man Alles anwenden wollen, und wie unglücklich der herrliche Vorſatz ausgeſchlagen, brachten den glaubensreichen Miuton auf andere Gedanken. Er entließ ſie Alle mit der Verſicherung, daß ihre Schuld getilgt, er ſie Heute noch in ſeinem Schuldbuche ausſtreichen, und nie deſſen gedenken würde.

Jeder hätte gern aufs Neue ihn um etwas angeſprochen, und Mancher hätte es vielleicht wirklich gethan, wenn nicht einſtimmig beſchloſſen worden wäre, dieſe Ausfälle bis auf die Zukunft zu verſparen.

Ganz genau wußte Keiner, wie Miutons Umſtände jetzt waren, auch wußte eigentlich Keiner, was der Andere von ihm hatte, denn Jeder hatte nach ſeinen Bedürfniſſen verlangt und für ſich erhalten.

Wie Miuton von allen dieſen Patronen auf die billigſte Art von der Welt, das heißt, unbezahlt, und ohne Hoffnung bezahlt zu werden, los war, verfiel er in folgendes Selbſtgeſpräch:

„Alſo, Wilhelm, wärſt du nun ungefähr am Ziel. Deinen Grundſätzen biſt du treu geblieben. Du haſt Keinen ohne Unterſtützung gelaſſen, der dich darum gebeten. Haſt du aber bei Allen unterſucht, ob ſie auch deiner Wohlthaten werth waren, und waren viele verſchwendet?

Dieſe Frage, fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräch fort, ſollte dich wohl ſehr drücken. Nein, Wilhelm, nichts weniger als das. Wie kann ein Menſch den Andern unterſuchen? Wie kann ein Wurm wiſſen, was in andern Wurme iſt? Was der Wurm von ſich giebt, das kann der andre Wurm ſehen, und darnach deſſen Inneres beurtheilen. Haben die Menſchen deine Wohlthaten unrecht angewandt, ſo laß ſie das verantworten. Dich kann es nicht treffen, was ſie verſchulden.

„Mit dem Gewiſſen alſo biſt du rein. Mit dem Gelde auch. Was haſt du noch in der Welt zu thun? Nichts! Sagte oft dein Vater, wer Gefühl von Menſchheit hätte, und nicht im Stande wäre, dieſe Tugenden auszuüben, der ſolle aus der Welt gehen? Ausüben kann ich dieſe Tugend nur noch einmal! Fühlen werd ich immer, wie traurig es iſt, wenn ich nicht helfen kann!

Ueberdem hab ich Alles gethan, was ich thun

onnte. Ich bin alſo gewiß für dieſe Welt fertig, und vielleicht gerade reif für eine andere. Kein Menſch kann auf der Welt ſeyn, um zum Geſpötte der ſchlechtern Geſchöpfe ſeines gleichen zu dienen. Mach dich alſo fertig, Wilhelm, und geh!

Noch eins. Die reizende Schilderung, die dein neuer Freund dir gemacht, könnteſt du für dich anwenden, und ein ruhiges vergnügtes Leben führen. Du trennteſt dich da von Allem auſſer dir, und lebteſt nur für dich allein.

Aber du nähmſt einem Anderen ſein Glück. Bei dieſem Anderen iſt es ausgemacht, er wird dadurch glücklich. Bei dir iſt das der Fall nicht. Es iſt nur zweifelhaft, ob du an eine andere Beſtimmung gewöhnt, in dieſer glücklich ſeyn wirſt? Du kannſt es nur hoffen, jener weis es. Weg alſo mit dieſem Einwurf.“

Miuton war nun feſt entſchloſſen, er wolle die Welt verlaſſen, wo er die Behaglichkeit nicht mehr fände, die er bisher gefunden hatte. Aber auch dies wollte er auf die behaglichſte Art von der Welt thun. Es ſollte kein ſo alltägliches unbedeutendes Fortſchleichen ſeyn. Keiner ſeiner Freunde ſollte ſich darüber grämen, und keiner ſeiner Feinde ſich freuen. Dem einen Theile wollte er als Freund, dem andern als große Seele nicht entziehen.

Er ließ ein Inſtrument aufſetzen, in dem er ſein Gut dem Erbitter deſſelben ſchenkte. Er bat ſeine Freunde insgeſammt auf den andern Tag

zum Mittagsmahl. Es war prächtig und koſtete ihm hundert Pfund. Die übrigen vierhundert legte er im Golde auf eine Schüſſel, die verdeckt blieb.

Er blieb während der ganzen Mahlzeit in der nämlichen aufgeräumten Laune, in welcher er die Gäſte empfangen hatte. Man aß und trank mit außerordentlichem Appetit. Man trank wie ſonſt gewöhnlich auf die fortdauernde Geſundheit und Leben des Wohlthäters. Er lächelte, trank aber nicht, wie er ſonſt gewohnt war, zur Dankſagung. Man glaubte, er habe es vergeſſen.

Wie die Tafel dem Aufheben nahe war, bat er Alle um einen Augenblick Gehör. Auf ſeinen Wink erfolgte die tiefſte Stille.

Ich habe, fieng er jetzt zu reden an, Ihnen, meine Freunde, Heute auf Ihren Wunſch eines langen Lebens für mich nicht geantwortet. Ich konnte es nicht, weil der heutige Tag der letzte meines Lebens iſt. —

Es wollte ein Gemurmel entſtehen, allein er winkte, und es war ſtille.

— Ich war reich, und konnte dienen. Mein Vermögen iſt zu Ende, und ich kann Niemanden behilflich mehr ſeyn. —

War es vorher ſtille geweſen, ſo wurde jetzt kein Laut gehört. Jeder überdachte in ſich ſein Unglück, und die Veränderung, die nun mit ihm vorgehen würde. Es lag ſprechend auf den mei-

ſten Geſichtern der Ausdruck: Was gehſt du uns jetzt noch an?

Ich hatte mir vorgenommen gerade ſo lange zu leben, als ich das könnte. Meine Uhr iſt abgelaufen, meine Säfte ſind vertrocknet. Mein Troſt iſt die Hoffnung, daß ich Keinen unzufrieden zurücklaſſe. —

Er irrte. Sie waren es Alle, daß ſie den ſchönen Vogel verlieren ſollten, dem ſie ſo fette Federn ausgerupft. Sie ſahen Alle trübſelig aus.

— Hier iſt der Ueberreſt meines Vermögens. Theilen ſie Alle ihn unter ſich. Wem könnte ich die Kleinigkeit wohl würdiger geben, als denen, die mich immer ihres Umgangs gewürdigt. —

Er deckte die Goldſchüſſel auf, und bat ſie, ſich darein zu theilen. Sie machten einige Umſtände, um ihn aber nicht böſe zu machen, thaten ſie es endlich. Wie die Reihe an den Freund kam, der ihn früh um das Landgut gebeten, ſagte er:

— Dieſer Freund iſt ausgenommen. Er hat noch nie etwas von mir erhalten. Ich will auch jezt ihm kein Geld geben. Aber ich will ihre Glückſeligkeit wahr machen, mein Beſter. Hier iſt die Schenkung über mein Landhaus mit allem Zugehör. Sie ſind von der Minute meines Todes an der Beſitzer deſſelben, unter der von mir in der Schenkung gemachten Bedingung, daß ſie meine Leute zeitlebens in ihren Dienſten behalten. Sie haben nur fünfhundert Pf. Schulden zu bezahlen,

welches ohngefähr der dreiſſigſte Theil vom Werthe deſſelben iſt. —

Der erfreute Freund flog auf ihn zu und umarmte ihn. Aber man hörte nicht eine Sylbe, daß er ihn gebeten hätte, leben zu bleiben, und das Glück wenigſtens mit ihm zu theilen. Alle Übrigen warfen neidiſche, zum Theil grimmige Blicke auf den Glücklichen. Er war ihnen in etwas zuvorgekommen, wozu ſie das größere Recht zu haben glaubten. Er war Neuling in ihrem Zirkel und hatte ſie übertroffen. Er hatte den Vorzug, daß er jetzt bekam, was ſie größtentheils ſchon durch die Gurgel gejagt.

— Und nun, ſchloß Miuton ſeine Rede, bliebe mir hier nichts mehr zu thun übrig. Ihrem freundſchaftlichen Andenken brauche ich mich nicht zu empfehlen, denn ich weis, ſie werden mich nicht vergeſſen. Leben ſie alſo Alle wohl. Trauern ſie nicht um mich. —

Er ergriff hierauf ein Meſſer, welches während der ganzen Mahlzeit vor ihm gelegen, und es war Keiner, der Miene gemacht hätte, es ihm zu nehmen. Er that einen herzhaften Schnitt, wodurch die ganze Gurgel getrennt wurde, und fiel todt nieder.

Seine Bedienten, die er hinausgehen hieß, die aber durch ein Fenſter die That mit angeſehen, traten jetzt mit Thränen in den Augen herein. Sie machten den Anweſenden, beſonders dem neuen Beſitzer des Guts, bittere Vorwürfe über ihr Ver-

fahren mit ihrem Herrn, und über die Benützung ſeiner Schwäche. Aber der neue Herr von ihnen war ein feiner Kopf. Er hielt aus dem Stegreiſe eine Rede, daß er keinen ſchlechtern Streich kenne, als ſich einer ſo beiſpielloſen entſchloſſenen Handlung zu widerſetzen, daß der Tod Mintons ſeinem ganzen vorigen Leben die Krone aufſetze, und daß er auf jeden Fall mehr beneidens- als beklagenswerth wäre. Er führte dies mit ſo viel untermiſchten Lobſprüchen auf den Verſtorbenen aus, daß ſie ſich beſänftigten, und glaubten, er habe recht. Sie verſprachen ihm Treue und Gehorſam.

Sie, meine Herren, aber, fuhr er zur Geſellſchaft fort, werden ſich wohl denken können, daß ſie an mir keinen zweiten Miuton finden. Ich muß mir alſo ihre fernere Geſellſchaft verbitten. Ich bin weder reich, noch zur Wohlthätigkeit beſtimmt. Ich bin außerordentlicher Egoiſt, und lebe blos mir und keinem Andern. Sollte mir es aber einfallen, meinem Vorgänger gleich zu handeln, ſo werde ich ſie rufen laſſen.

Was wollten die Herren thun? Sie nahmen ſtillſchweigend ihren Abſchied. Miutons Begräbniß wurde von ſeinem Nachfolger auf's Anſtändigſte beſorgt, der redlich Wort hielt, und ſehr vergnügt auf ſeinem Landſitze lebte.

Dem Wucherer aber wollte er doch die fünfhundert Pf. nicht zahlen, er gränzte alſo nicht einmal an Miutons Ehrlichkeit geſchweige denn

an ſeine übrigen Tugenden. Er würde vielleicht auch Recht behalten haben, wenn der Wucherer ſich nicht auf Miutons Schuldbuch verlaſſen, und die Herren Schuldner angegangen wäre, ihm ſeinen Vorſchuß zu erſetzen. Dieſe, die ohnedem auf des Gutsbeſitzers Glück neidiſch waren, beſchworen alle die Worte Miutons, daß der Nachfolger den Wucherer bezahlen ſolle, und ſo kam dieſer zu ſeinem Gelde.

„Miuton möchte wohl in keiner ſeiner Handlungen, ſo wie in ſeiner Denkungsart einen Nachfolger finden.“

Inhalt.

1) Karl und Kätchen.
2) Karl und Sophie.
3) Friedrich.
4) Antonio und Gianetta.
5) Kaſpar, der Holzhacker.
6) Lieutenant K. . . .
7) Hauptmann S. . . .
8) Giovanni Liobetti.
9) Das ſeltſame Kleeblatt.
10) Antoinette.
11) Lippolt der Schiffer.
12) Moretin.
13) Wilhelm Miuton.

Verlag von George Winter in Nürn-
erſchienen und durch alle Buchhandlungen
n:

Das Nürnberger Lager

oder

e und Erinnerungen über das Uebungs-
)er Königl. Bair. Truppen im Monat
September 1840.

gr. 8. geheft. 6 ggr. oder 27 kr.

s Uebungslager bei Nürnberg war Veranlaſſung zur
gabe dieſer Brochüre. Sie iſt als Andenken für Alle
en zu betrachten, welche dasſelbe beſuchten, ſo wie
jenigen, welche auch in der Ferne von dem Leben
eiben Nürnbergs in jenen Tagen ſich in Kenntniß
ollen.

Die

leißige Hausfrau

in

Küche und Keller.

che Unterhaltungen über die Küche und de-
inrichtung, die Speiſekammer, den Keller,
eren ökonomiſche Gegenſtände. Für junge
nzimmer, beſonders für angehende Hauswir-
n. Nebſt einem Verzeichniß des nothwendi-
lüchengeräthes von Kupfer, Meſſing, Zinn,

Eiſen, Blech, Glas, oder Kryſtall, Porcellain, Fayence, gemeinem Thon, Holz ꝛc. nach der Zahl angegeben, wie ſolches in einer wohleingerichteten Haushaltung von einer oder der andern Art vorhanden ſeyn ſoll.

8. geheftet 9 ggr. od. 40 kr.

Der Verleger begnügt ſich, ſtatt aller Anpreiſung nur den Inhalt dieſes reichhaltigen Werkchens anzuführen. Es eignet ſich auch beſonders zu einem ſo nützlichen als billigen Geſchenk.

Inhalt.

Die Küche und deren Einrichtung.
Das Küchengeräthe.
Das Speiſegewölbe.
Der Keller.
Kuchengewächſe.
Die Gemüſekammer.
Der Milchkeller.
Die Eisgrube.
Die Rauchkammer; der Schneckenberg.
Die Kenntniß der Speiſebedürfniſſe, nach ihrer Güte, Zeit und Beſchaffenheit.
Die Küchenwäſche.
Vom Kochen.
Vom Braten.
Vom Anrichten der Speiſen.
Von der Beſchaffenheit der Kochgeſchirre.
Von der Reinlichkeit der Kochgeſchirre.
Von Giften, die in der Küche vorkommen.
Von Gewürzen.
Von Butter, Schmalz und Oelen.
Von Oefen.
Aufbewahrungsmittel.
Kleine Notizen.